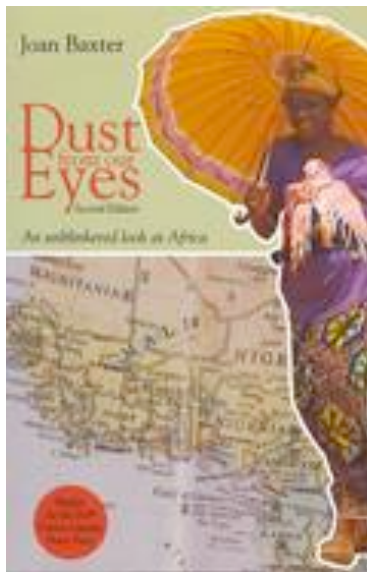


Wir bieten verschiedene Kapitel aus Joan Baxters Buch »Mit offenen Augen - Afrika ist anders« an, übersetzt von Freiwilligen für und mit dem WLOE Internet Projekt und der Zustimmung der Autorin. Das Kapitel hat die Übersetzerin selbst ausgewählt. Die Übersetzungen sind Teil unseres internationalen Verständnisses und der Zusammenarbeit über nationale und sprachliche Grenzen hinweg. Weitere Übersetzungen des Buchs werden hoffentlich folgen. Die übersetzten Beiträge werden als pdf-Dokument sowohl einzeln als auch in einem Gesamt-Dokument kostenlos angeboten.



Joan Baxter **“Mit offenen Augen - Afrika ist anders“**

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel „**Dust from Our Eyes: An Unblinking Look at Africa**“ bei Wolsak and Wynn Publishers

© Joan Baxter, 2010

Einleitung

Übersetzung von Maren Altenbach

Bei deinen Gestalten musst du immer die hungernden Afrikaner einbeziehen, die nahezu nackt die Flüchtlingscamps durchwandern und auf die Mildtätigkeit des Westens warten.

Tabu-Themen: Gewöhnliche häusliche Szenen, Liebe zwischen Afrikanern (solange es sich nicht um einen Todesfall handelt), Bezug auf afri-

kanische Schriftsteller oder Intellektuelle, Erwähnung von Schulkindern, die nicht an Frambösie, an Ebola oder weiblicher Genitalverstümmelung leiden...

Binyavanga Walnana (1)

Ein westafrikanisches Sprichwort empfiehlt dir: Warte, ehe du losläufst, um das Stroh aus deines Nachbarn Auge zu wischen, und entferne erst den Staub aus deinem eigenen. Es gibt viele Szenarien, die dieses bisschen afrikanische Weisheit vernachlässigten und sich deshalb bis heute auswirken. Viele sind dem herzförmigen Kontinent nicht gerade zuträglich.

Kürzlich, bei einer Runde zur Internationalen Entwicklungswoche an der Saint Mary's University in Halifax, Nova Scotia, sprach ich über den großen Reichtum an Wissen in Afrika, und warum er so oft ignoriert oder verunglimpft wird von Fremden, die den Kontinent nach ihrer eigenen Vorstellung zu entwickeln versuchten. Ich illustrierte diesen Punkt mit Fotos von Afrikanern in vielen Lebenssituationen, viele davon tüchtige und kräftige Bauern, die in die Kamera strahlten oder mit Stolz auf ihre Ernte wiesen. Die Vorführung warf ein Schlaglicht auf Afrikas unterschätzte historische Kultur, seinen Reichtum und sein landwirtschaftliches Wissen, untermalt von einem Medley wunderschöner afrikanischer Musik.

Hinterher sprach mich ein mittelalterlicher Mann in Bluejeans an. Die Unterhaltung ging etwa folgendermaßen: „Ihre Bilder“, begann er zögernd, „ich meine, sie waren anders. Waren sie aus einem speziellen Teil von Afrika?“

„Nein“, sagte ich. Die Fotos waren ganz zufällig gemacht worden auf Farmen, in Dörfern und in Städten sechs unterschiedlicher Länder des Kontinents.

„Aber war das eine bestimmte Gruppe von Leuten?“

„Oh, nein“, sagte ich. „Das waren ganz gewöhnliche Alltagsszenen von afrikanischen Bauern und in vielen verschiedenen Orten in Afrika. Sie waren wahrscheinlich sehr typisch.“

Er nickte langsam. „Ich habe niemals Bilder von Afrikanern gesehen, die so gut aussahen wie diese hier“, sagte er schließlich als er sich umdrehte und ging.

Im Mai 2000 knallte der *Economist* die Worte „Der hoffnungslose Kontinent“ über sein Cover, und kein Leser musste nachsehen, welchem Kontinent diese Art von Magazin seine Aufmerksamkeit widmete. Die Medien hatten dazu beigetragen, das rassistische Stereotyp von Afrika als „hoffnungslos“ zu verewigen und die hartnäckige - lächerliche - Bezeichnung des Kontinents als „dunkel“. (2) Afrikas früherer BBC-Korrespondent, George Alagiah, sah es so: „Für die meisten Leute, die ihr Weltbild vom Fernsehen beziehen, ist Afrika ein weit entfernter Ort, wo die guten Menschen hungern, die schlechten Menschen das Regiment führen und Chaos und Anarchie die Norm sind.“ (3)

Die größeren nordamerikanischen Sender pflegen selten Nachrichten von Afrika zu bringen, und wenn sie es tun, sind sie unvermeidlich verkürzt auf das Schlimmste vom Schlimmen. Die meisten Geschichten deuten an, dass es sich dabei um etwas angeboren Brutales handelt in einer bestimmten Gruppe afrikanischer Menschen. Sie würden wahrscheinlich Folgendes nicht fragen oder beantworten: Warum ist das geschehen? Es ist auch höchst unwahrscheinlich, dass jemand, der in Nordamerika zur Haupteinschaltzeit fernsieht, viele Berichte über positive Dinge zu sehen bekommt, die Afrikaner der Welt mitteilen können.

Die guten Absichten von Außenstehenden erhalten mehr Medieninteresse als die von Afrikanern selbst. Ich erinnere mich an ein Radio-Interview mit dem Leiter eines Teams gut betuchter Kanadier, die das Abenteuer einer Kilimandscharo-Besteigung angehen wollten. Doch das war nicht alles, warum die tansanische Safari präsentiert wurde. Offenbar war sie ein altruistischer Akt; die Teilnehmer hatten sich mit einer Gruppe zusammengetan, die spektakuläre Bergbesteigungen organisierte, um Gelder für wohltätige Zwecke zu sammeln. Die Einnahmen ihrer Afrikareise, die aus Spenden stammten, würden an Wohlfahrtseinrichtungen gehen.

Ich erwartete seine Antwort auf einige der Fragen, die mir in den Sinn kamen - zugegebenermaßen ein bisschen unrealistisch nach all meinen Jahren in Afrika. Ich wollte zum Beispiel wissen, wie viel der Trip pro Person kosten würde; ich schätzte um die 5.000 US Dollar (oder mehr). Ich wollte hören, wie viel für Wohltätigkeit übrigbleiben würde nach den Kosten für ihr Abenteuer, für welche Art Wohltätigkeit und in welcher Absicht. Ich wollte wissen, was die Kanadier wussten von Afrika und seinen Menschen. Und, wohl gegen alle Vernunft, hätte ich gern eine Kalkulation der Umweltkosten gehört für solch einen langen Flug und die Besteigung eines Berges, der bereits an den Folgen des Klimawechsels leidet, ganz real sichtbar auf dem Gipfel des Kilimandscharo, dessen Gletscher schmilzt. Doch das Interview endete ohne Antwort auf solche Fragen.

Störrisch wie ich bin, hinterfrage ich die ethischen Grundlagen für solche teuren, in den Mantel der Mildtätigkeit gehüllten Unternehmungen, besonders, wenn das Reiseziel Afrika ist und die Spenden für Afrikaner bestimmt sind. Die Einnahmen dieser speziellen Afrika-Expedition galten kanadischen karitativen Einrichtungen.

Eine andere Art von Mediengeschichten aus Afrika ist die von Tiefpunkten in den Anstrengungen engagierter Entwicklungs- und Notfallhelfer, die in Afrika die Misere der dortigen Bevölkerung zu lindern versuchen. Doch diese Helfer - oder zumindest ihre Organisationen - sind generell nicht afrikanischen Ursprungs. Der Held oder die Helden solcher Reportagen sind für gewöhnlich Leute aus westlichen Ländern.

Es ist nichts grundsätzlich falsch an Reportagen, die guten Werken von Außenseitern in Afrika applaudieren. Aber sie zeigen einen schiefen Blick. Viel mehr Afrikaner als Fremde leisten gute Arbeit für ihren Kontinent. Ich bin Journalistin mit Interesse an Afrika, darum würde ich gern eine Menge mehr Berichte in den Medien sehen über den Kontinent, denn der ist unglaublich komplex, faszinierend und vielseitig. Mehr und bessere Berichterstattung würde der Außenwelt helfen den Kontinent zu

verstehen, seine Triumphe wie seine Probleme, und vielleicht Menschen ermutigen, die Afrikaner im Bemühen um Lösungen für ihre eigenen Probleme zu unterstützen und, noch wichtiger, die Politik innerhalb und außerhalb des eigenen Landes gründlich unter die Lupe zu nehmen. Unsere Top-Medien täten gut daran, sich an den „Pambazuka News“ zu orientieren, nämlich an gut informierten Reportagen über Afrika, hauptsächlich geschrieben von afrikanischen Journalisten und Autoren oder anderen mit gründlicher Kenntnis des Kontinents. Wir könnten auch ein paar – oder ein paar hundert – Bücher nutzen, wie Stephanie Nolen's *28: stories of AIDS in Africa*. Diese Bücher bringen afrikanische Stimmen und Tatsachen zu den Menschen außerhalb des Kontinents. Sie verwandeln bedeutungslose Statistiken, Hauptstütze der Nachrichten, in dreidimensionale Menschen, die sich mutig den vielen Hindernissen stellen. (4)

Die größten Medien der Welt - besonders die, die Nordamerika mit Geschichten füttern - sind knapp an afrikanischen Korrespondenten. Sie sind gleichfalls knapp an afrikanischen Redakteuren und Verlegern, die eine tiefere Kenntnis der Kernprobleme des Kontinents haben. Manche dieser Probleme sind historisch bedingt - das frühere Unrecht, das Afrika von der Hand der Sklavenhändler, der Kolonialherren und der neo-kolonialen „Freunde“ und „Helfer“ erlitten hat. Manche dieser Helfer aus jüngster Zeit kommen mit guten Absichten. Doch manches Mal haben diese blinden guten Absichten den Weg zu mehr Abhängigkeit, Konfusion und noch größeren Problemen gepflastert.

Andere im Geschäft der Afrikahilfe sind nicht voll guter Absicht. Sie mögen ihr Eingreifen als wohlmeinend und hilfreich maskieren und mit der öffentlichen guten Absicht spielen, während sie tatsächlich nur Eigeninteresse antreibt. Diese Gruppen sind vielmehr damit beschäftigt, ein Zusammenspiel politischer Verhältnisse zur erneuten Fesselung Afrikas zu schaffen, um es wieder an rigide und ungesunde ökonomische und politische Programme anzupassen - mit wachsenden Profiten daheim.

Der Versuch, Afrika weibliche Hygieneprodukte aufzudrängen, ist ein gutes Beispiel für solche „Fürsorge“. Proctor & Gamble companies, Always Canada, Tampax und Being Girl haben ein Projekt namens „Protecting Futures“ mit einem „Pad Program“ zur Versorgung afrikanischer Frauen mit Hygienebinden. (5) Wohlmeinende Verbraucher in der reichen Welt sind aufgefordert, sich dem Unternehmen anzuschließen, denn, so tönt die Website von Always Canada: „Es ist großartig, wenn man bedenkt, dass ein kleiner Gegenstand wie eine Binde solch eine dramatische Auswirkung auf das Leben von jemandem haben kann.“ Übertreibung natürlich, aber ebenso Täuschung westlicher Konsumenten, deren gute Absicht geködert wird von Unternehmen, die vorgeben, der Kauf (von Tampons und Binden) sichere irgendwie die Zukunft eines afrikanischen Mädchens. Tatsächlich wird es „dramatische Auswirkungen“ geben. Es wird steigende Gewinne für die Unternehmen durch Erschließung neuer Märkte geben und neue Abhängigkeiten von importierten, teuren und umweltschädlichen Konsumartikeln in Afrika, während die guten traditionellen Methoden (Stoffstücke) plötzlich altmodisch und minderwertig scheinen sollen. (6)

Ein erfundenes Problem mit einer lukrativen Lösung (für westliche Unternehmen). Stroh und Staub.

Europa und Nordamerika haben nie die Einrichtung von „Wahrheits- und Schlichtungs-Kommissionen für nötig gehalten, um ihre eigene Außenpolitik zu überprüfen, weder in der Vergangenheit noch heute. Weder wurden die Schandtaten offengelegt zur Untersuchung und vollen öffentlichen Diskussion, die der Welt aufgezwungen wurden während der Jahrhunderte, als Europa andere Länder stahl und neue Kontinente besiedelte, noch die jüngeren neo-kolonialen Eingriffe zur Verbreitung des „Desaster-Kapitalismus“, wie in Naomi Kleins Buch „Die Schock-Doktrin“ beschrieben. (7) Klein dokumentiert die weltweite Aufbüdung unpopulärer ökonomischer Reformen im Sinne Milton Friedmans, die die Reichen und Mächtigen begünstigen. Die gesetzliche Verfügung solcher monetären Reformen bedarf rücksichtsloser politischer Unterdrückung, um jeden Widerstand normaler, durch das ökonomische Dogma benachteiligter Menschen zu unterbinden.

In Anbetracht dessen, dass der Großteil der Welt das sub-saharische Afrika als ein nie endendes Desaster betrachtet und in Anbetracht der schwachen und verarmten Staaten der Region, mit Präsidenten, die sich enthusiastisch den Vorgaben der ökonomischen Reform (oder anderem) unterwerfen, war Afrika eine leichte Beute von Desaster-Kapitalisten der Weltbank und ihrer International Finance Corporation (IFC), des International Monetary Fund (IMF), der westlichen Geberländer, die das Land in hohem Maße kontrollieren, und anderer Gläubiger und Kreditgeber. Die Pfeiler dieses Desaster-Kapitalismus, die Klein „die Dreieinigkeit des freien Markts“ nennt, sind Privatisierung, Deregulierung und Kürzung der staatlichen Sozialbudgets. Diese neoliberalen oder marktfundamentalistischen Strategien installierten innerhalb von drei Jahrzehnten das alles bestimmende ökonomische Dogma in Afrika - wie rund um die Welt - mit dem Ergebnis wachsender Distanz zwischen Reich und Arm. Um 2006 besaßen zwei Prozent der Weltbevölkerung die Hälfte des globalen Reichtums. (8)

Ökonomische Reformen entstehen nicht in Isolation. Um sie durchzusetzen braucht man auch in Afrika, wie überall, gleichgesinnte und willfährige Führer, die jedoch nicht willfährig oder sanft sind, wenn die Leute auf den Straßen gegen steigende Preise, Arbeitslosigkeit und wachsende Armut protestieren. Manche dieser afrikanischen Führer sind in keiner Weise gute Führer, und sie könnten sich wohl kaum sehr lange an der Macht halten ohne ihre Freunde im Westen und, neueren Datums, ihre neuen Freunde im Osten. Tatsächlich wären manche niemals an die Macht gekommen ohne ihre fremden Freunde; ein Gutteil von ihnen hatte auch davor keine überragenden Positionen innegehabt.

Die heutige Situation in Afrika ist nicht allzu verschieden von der, die Ende des 19. Jahrhunderts von Belgiens König Leopold kreiert und von Adam Hochschild so bildlich genau und kraftvoll geschildert wurde. (9) Leopold gelang es, seine Geldgeber in Europa und den Vereinigten Staaten davon zu überzeugen, dass seine brutale Plünderung des Kongo nicht etwa Plünderung war, sondern ein humanitärer Einsatz zur Bekämpfung des Sklavenhandels und zur „Zivilisierung“ der Eingeborenen.

Sprache und Methoden haben sich geändert, und gewiss ist der Imperialismus inzwischen subtiler (und oft verschleiert), aber das Resultat ist das gleiche - Afrikaner als Figuren in einem diabolischen Schachspiel, bei dem der Sieger alle einsackt.

Paradoxerweise ist Afrika gelähmt durch seine Schulden beim Westen, wo doch der Westen Afrika so viel schuldet. Gerald Caplan beschreibt das leidenschaftlich: „Wir sollten zurückgeben, was wir geplündert und erbeutet und gestohlen haben. Bis wir über die Beziehung des Westens zu Afrika aufrichtig nachdenken, bis wir eine realistische Bestandsaufnahme machen, bis wir uns unserer unermesslichen Schuld und unserer Teilhaberschaft an dem schrecklichen Zustand Afrikas bewusst sind, bis dahin werden wir fortfahren - auf unsere sorgende und mitfühlende Weise - eine Politik zu betreiben, die diesen Zustand nur immer schlimmer macht.“ (10)

„Im April dieses Jahres (2008) erwischte ich ein Replay von *Idol Gives Back*, eine Aufnahme aus der Reality TV Singing Competition namens *American Idol*, schreibt die Journalistin und Musikerin Khadija Sharife. „In weniger als einer Stunde brachte es die Show fertig, 18 Millionen US Dollars für benachteiligte afrikanische und nordamerikanische Kinder und Familien einzusammeln. Die gezeigten Bilder waren überzeugend, zerlumpte Kleidung, verhungerte Babys, Macheten, Gewehre, Vergewaltigung und Hunger - sie erwähnten nicht, dass Afrika immerhin der Ort ist, wo multinationale Konzerne ihr Koltan, Öl, Gas, Uran, Gold, Diamanten, Kupfer und andere strategisch wichtige Minerale gewinnen. Sie sagten nicht, dass Afrika ein reicher Kontinent ist, dessen Menschen merkwürdigerweise „arm“ sind, und warum sie arm sind!“ (11)

In diesem Buch werfe ich einen Blick auf diesen Widerspruch und auf das, was den Westen gleichzeitig schuldig und zum Komplizen gemacht hat. Ich untersuche einige westliche Interventionen, die - oft verdeckt oder zumindest „leise“ - einen Führer oder eine politische bzw. ethnische Gruppe vor einer anderen begünstigt haben. Interventionen, die jene bewaffnen und bereichern, die westliche Interessen vorantreiben, sich in afrikanische politische und ökonomische Angelegenheiten einmischen und Abhängigkeit, Hoffnungslosigkeit, Uneinigkeit und Schmerz verbreiten.

Afrika ist voll von Leid. Manches davon ist selbstverursacht, und wenn ich auf dieses Leid auch nicht den Fokus setze, habe ich doch nicht die Absicht, die Tragödien zu verharmlosen, die dadurch ausgelöst wurden. Diese Tragödien aus ethnischem Hass können zu Völkermord, zu Habgier und Korruption führen und treiben afrikanische Eliten dazu, die Verbrechen der Kolonialzeit an ihren eigenen Völkern weiter zu verüben, oder sie bringen das Elend zerstörten oder verlorenen Lebens aus Mangel an ein paar Dollars für Schule oder medizinische Hilfe und das große Desaster von HIV/AIDS mit den Leiden und Härten in seiner Folge. (12)

Mehr als ein Vierteljahrhundert lang habe ich in Afrika gelebt und gearbeitet und währenddessen viele soziale Missstände und Verbrechen gesehen, die Afrikaner zu verantworten hatten. Ich habe meinen Weg gesucht durch Dörfer, wo der Gestank von Tod wie Höllenatem in meinen Lungen brannte, umgeben von verstümmelten Kinderleichen nach Überfällen im Norden Ghanas oder vorbei an Leichen in

Massengräbern oder Brunnen in der Elfenbeinküste. Junge Männer, total erschöpft und ausgehungert, beladen mit Granaten und Gewehren und völlig euphorisch, erklärten mir, sie seien unbesiegbar wegen ihres magischen Zaubers und sie hätten „noch nicht genug getötet“.

Ich habe auch afrikanische Führer getroffen und interviewt, die mir Gänsehaut machten. Unter ihnen der frühere Premierminister von Ruanda, Jean Kambanda, der wegen Völkermordes und Verbrechen gegen die Menschlichkeit in seinem Land eine lebenslange Strafe in einem Gefängnis in Mali verbüßt. Vom United Nations Development Program (UNDP) wurde ein spezieller Flügel an das andernfalls unzulängliche Gefängnis gebaut für sechs verurteilte Völkermörder, was 40.000 US Dollars kostete und ihnen Komfort und Privilegien bot, die keinem kleinen Dieb zugestanden worden wären, nicht einmal der Mehrzahl der malischen Bevölkerung. Als ich Kambanda interviewte, weigerte er sich, seine Verbrechen zuzugeben. Stattdessen befangerte er das goldene Kruzifix an seinem Hals und beklagte sich bitterlich über das Essen und die Hitze im Gefängnis von Bamako.

Ein weiterer war der blasierte und unheimliche liberianische Präsident, Charles Taylor, der meine Fragen auf einem thronähnlichen Bambussessel sitzend beantwortete, während weibliche Jünger fächernd zu seinen Füßen knieten. Taylor muss sich nun wegen Kriegsverbrechen verantworten vor dem von den United Nations unterstützten Special Court for Sierra Leone.

Dann ist da noch Blaise Compaoré, Präsident von Burkina Faso, der in die Ermordung seines Vorgängers, des dynamischen jungen Präsidenten Thomas Sankara, verwickelt war, wie auch in Waffenschiebung und Diamantenhandel, was die Konflikte in Liberia, Angola und Sierra Leone verewigte. (13) In der unheimlichen Stille eines Hochsicherheitstrakts in Ouagadougou, der Hauptstadt von Burkina Faso, nur wenige Wochen nach Sankaras Tod 1987, entließ Compaoré seine Bodyguards und begrüßte mich mit einem scheußlichen Verführungsversuch, wobei er meinen Arm packte und streichelte und mir erzählte, es habe viel zu lange gedauert bis ich gekommen sei, ihn zu interviewen. Eine Journalistin einer bekannten französischen Zeitung erlitt ein schlimmeres Treffen mit ihm und eilte, immer noch schluchzend, geradenwegs zum Flugplatz und einem Flug zurück nach Frankreich. Compaoré, der Mann, den seine eigenen Leute einst „die Schlange im Gras“ nannten, angeblich verwickelt in Mord, illegalen Waffen- und Diamantenhandel und zahllose Menschenrechtsverletzungen, ist heute noch an der Macht, ist einer von Washingtons Verbündeten und guten ‚Freunden‘ auf dem Kontinent.

Es gab unzählige Tage in Afrika, an denen ich verzweifelte über Korruption, unnötigen Hunger, Krankheit und Konflikte, die absolut nichts lösten und verzweifelte Afrikaner gegeneinander aufbrachten. Doch das sind Storys, die sich gut verkaufen, dies sind die Tragödien aus Afrika, die unsere Bildschirme füllen und die Cover unserer Zeitschriften beherrschen. Ich selbst habe eine Menge davon verkauft. Sie haben einen arg verzerrten Blick auf den Kontinent zur Folge gehabt, und sie erzählten wohl kaum das vollständige *Wie* und *Warum* einer Tragödie.

Afrika ist jahrelang in den Krokodilstränen von Politikern und Führern ertrunken. Sie flossen wie saurer Regen Anfang 2008, als Präsident George W. Bush, dessen Popularität zuhause am Tiefpunkt war, einen Trip nach Afrika - eine „Reise des Mitleids“ - unternahm und verkündete, sein Herz bräche beim Anblick an Malaria sterbender Kinder. Hatte George W. Bush oder sein Ghostwriter jemals ein Kind an Malaria sterben sehen? (14)

Seine drakonischen Maßnahmen zur Rücknahme amerikanischer Unterstützung für Gesundheitsprogramme, die geholfen hätten, Mütter- und Kindersterblichkeit zu vermindern durch den vollen Einsatz nachhaltiger Gesundheitserziehung, von Kontrazeptiva und Abtreibung, trugen bei zu der demographischen Zeitbombe, die auf Afrika zukam, und zum Leid einer großen Zahl von Frauen und unterernährten Babys auf dem Kontinent. (15) Afrikas Bevölkerung hat sich mehr als verdoppelt seit ich 1982 zum ersten Mal hinging, vervierfacht seit 1955, und es gibt einfach keinen Weg, der ökonomisches Wachstum, Erziehungs- und Gesundheitseinrichtungen, Infrastruktur und Beschäftigungsgrenzen mit solch rapidem Bevölkerungszuwachs in Einklang bringen könnte. Jahrzehntelange Predigten fundamentalistischer Christen und katholischer Missionare gegen Kontrazeptiva haben viele afrikanische religiöse und politische Amtsträger überzeugt, dass Familienplanung eine Sünde sei, und dadurch ihren Tribut gefordert. Ich kann die Male nicht zählen, wo einfache afrikanische Frauen, umgeben von Schwärmen kleiner Kinder, die sie liebten, aber nicht ernähren oder erziehen konnten, mich fragten, ob ich ihnen nicht helfen könne, weitere Schwangerschaften zu vermeiden. Mädchen aufzuklären, ihnen Wissen über Gesundheits- und Schwangerschaftskontrolle - und Kontrazeptiva - anzubieten, ist der richtige Weg, um die Zahl ihrer Kinder zu begrenzen und ihre eigene Gesundheit und die ihrer Kinder zu erhalten. (16)

Manche Bürger in den westlichen Ländern meinen, ihre Entwicklungshilfe sei Wohltätigkeit und damit „helfe“ der reiche Norden dem armen Süden. Das ist nicht ihr Fehler. Das ist ein bequemer Mythos, verbreitet von westlichen Regierungen und Kreditanstalten, um ihre mildherzigen und gütigen Bürger glücklich zu machen, obwohl er nicht wirklich wahr ist. Die von Norden nach Süden fließenden Hilfsmittel sind nur ein kleiner Teil dessen, was in die andere Richtung fließt durch „unfaire Handelsabkommen, ausbeuterische Transferkosten und Kapitalflucht“, ganz abgesehen von den Kosten für all die technischen Experten aus der reichen Welt, die den Großteil - manchmal den ganzen - der offiziellen Hilfsbudgets einstecken, von denen die Steuerzahler angenommen hatten, sie seien zur Hilfe für die armen Menschen in Afrika bestimmt. (17)

Ich untersuche nur ein paar Mythen in diesem Buch und stelle eine Menge Fragen, und manchmal habe ich keine logischen oder befriedigenden Antworten. Wie können zum Beispiel westliche Wohltäter afrikanische Probleme zu lösen helfen, wenn so viele von ihnen ihre Wurzeln in den Hauptstädten der großen Weltwirtschaftsmächte haben, viele von ihnen im Westen, wie ich in meinen Jahren als Berichterstatterin über solche Probleme erfuhr? Was verliert Afrika auf dem Weg zu Wohlstand und Wissen, und warum? Was wird das Schicksal der afrikanischen Menschen sein in diesem Jahrhundert, in dem ihre Wasserressourcen dahinschwanden wegen des

Klimawandels, einer globalen Katastrophe, für die Afrika so gut wie gar nicht verantwortlich ist? Wie können westliche Länder sich „Geber“ nennen, wenn sie doch in Wirklichkeit Schuldner sind und viel mehr aus Afrika herausgezogen haben an Kreditzinsen, betrügerischen Handelsbedingungen, natürlichen Ressourcen und billigen Rohstoffen als sie jemals zurückgeben könnten? (18)

Während ich schreibe, tobt ein weiteres Gerangel um Afrika. Die Vereinigten Staaten und ihre westlichen Verbündeten (besonders ihre multinationalen Korporationen) legen sich mit China an in einem wütenden Kampf um afrikanisches Öl und andere Ressourcen und die politischen Allianzen, die ihnen Zugang dazu bieten. Die Konkurrenz zwischen dem Westen und China - eine Seite so raubgierig wie die andere - manifestiert sich als eine neue Version des Kalten Krieges auf dem Kontinent. Indien ist ebenfalls involviert in Afrika auf der Suche nach Öl, Gas und anderen natürlichen Ressourcen. (19) Dann gibt es noch den neuen Wettlauf auf Afrikas Farmland. Diejenigen, welche diesen Trend anschieben, sind globale Eliten, Investoren und Banker, Finanzlords und Korporationen und Nationen aus dem Norden wie aus dem Süden. Sie haben ihre Augen auf der einzigen Form von Kapital, die Afrika noch immer sein eigen nennen kann, sein weites fruchtbares Land, auf dem fremde Banken, Investmentfonds, Konzerne, Länder und Billionäre gigantische industriell betriebene Farmen errichten wollen, um riesige Mengen von Nahrung und biologischem Kraftstoff zu produzieren. Für den Export. Für den Profit.

Die letzte Machtübernahme von Afrika ist eine tragische Fortsetzung seiner plagenreichen Geschichte. Zuerst kamen Jahrhunderte der Ausbeutung menschlicher Ressourcen des Kontinents, von Millionen Menschen, die als Sklaven in die Neue Welt verschifft wurden, um auf Plantagen zu schuften und die Landbarone beider Amerikas zu bereichern. Dann kam ein Jahrhundert kolonialer Plünderung von Afrikas kostbaren Mineralien, von Edelsteinen und Bauholz. Darauf folgten die Jahrzehnte des Neokolonialismus, als der Kalte Krieg sich auswirkte und der Run auf das Öl eine ganz große Rolle zu spielen begann. Das Plündern wurde weitgehend angestiftet und unterstützt durch politische Einmischung (die oppositionelle nationale Führer ausschaltete oder absetzte), durch Währungspolitik (strukturelle Angleichung und Kaufkraftminderungssysteme), ausgeheckt von den sogenannten „Geberländern“ der G8 und ihren Bretton Woods-Alliierten, und liberalisiertem Handel, der Afrikas Türen weit öffnete für Ausschusswaren und -lebensmittel. All das stürzte den Kontinent in Schulden und Abhängigkeit und machte ihn zur Marionette fremden Kapitals. Es machte ihn reif für die Desaster-Kapitalisten, für solche, die den Klimawandel negierten, die Nahrungs- und Finanzkrisen anzettelten und sich daranmachten, reichlich von den Zusammenbrüchen zu profitieren. Sie schnappten sich Land für Auslandsfarmen und erpressten immer weniger Regulierung, um ihre wilden Spekulationen im Griff zu behalten.

Die Öffentlichkeit soll glauben, dass dasselbe alte Finanzsystem, das die Klima-, Nahrungsmittel- und Finanzkrisen verursacht hat, sie retten kann. Doch Ronald Wright stellt fest: „Der große Irrglaube des Monetarismus ist, vorauszusetzen, die Erde sei unerschöpflich und das Wachstum könne deshalb unendlich sein. Dieses System nimmt keine Rücksicht auf Menschenleben, auf Umweltkosten oder

Langzeitschäden. Deregulierung ist genau das, was es besagt: ein Freibrief für jeden, in kürzester Zeit so viel wie möglich an sich zu raffen.“ (20)

Das alles negiert den jahrelangen Einsatz einheimischer wie internationaler Menschenrechtsgruppen und sozialrechtlicher Bewegungen, die Afrika helfen wollen, Frieden zu halten und Regierungsformen, Menschenrechte, Gesundheit, Erziehung und wirtschaftlichen Umgang mit natürlichen Ressourcen auf dem eigenen Kontinent zu verbessern.

Gleichzeitig fürchtet eine wachsende Zahl von betroffenen und gutwilligen Menschen in der reichen Welt, „etwas Gutes zu tun“ oder „etwas zu verändern“ an den Lebensumständen der Afrikaner. Das ist ein ermutigender Trend. Aber Gutes zu tun oder etwas zu verändern beginnt mit dem Lernen über den Kontinent, seine Vergangenheit, seine Gegenwart, und damit, die Menschen zu fragen, was sie benötigen. Brauchen die Leute in Afrika wirklich Container voll gebrauchter Teddybären oder sonstwie Ausgesondertes aus den reichen Ländern, das die Versuche der Afrikaner unterminiert, selbst zu produzieren, was sie konsumieren und zu konsumieren, was sie produzieren? Warum in aller Welt sollten gesunde Erwachsene in irgendeinem sich entwickelnden Land nordamerikanische Teenager und Missionare brauchen, um ihnen ein Haus zu bauen oder einen Zaun um ihre Farm? Egal, wie gut die Absichten hinter vielen Hilfsprojekten sind, sie dürften nutzlos oder schlimmer sein, wenn sie nicht auf einem tiefen Verständnis für die afrikanischen Probleme gründen und für deren Ursachen.

Manche Entwicklungshelfer eilen zu dem Kontinent bewaffnet mit massenweise gutem Willen, aber mit nur geringer Kenntnis von seiner Geographie und Geschichte, seinen politischen Grenzen, ethnischen Gegebenheiten, kulturellen Unterschieden, seiner politischen Führerschaft oder von Afrikas eigener Wissensbasis und seinen wirklichen Bedürfnissen. Viele Afrikaner kleben den ganzen Tag an ihren Radios und hören internationale Sender und ihre eigenen lokalen Stationen. Sie sind immer hungrig nach mehr Wissen, politischen Nachrichten und Zusammenhängen zwischen afrikanischem und Weltgeschehen. Viele von ihnen fragen sich auch, was schlecht informierte Außenseiter ihnen anzubieten hätten. Leute, die nach Afrika kommen wollen, um zuzuhören und zu lernen, werden ihren Einsatz am Ende belohnt finden. Viele sind so gekommen und fanden es dann schwer, wieder nach Hause zu gehen, wenn auch reicher durch ihre Erfahrungen.

Vieles kann man lernen von Afrika und seinen Philosophien und Kulturen, das die weniger attraktiven Seiten moderner Gesellschaften mildern könnte, wo materielle Dinge wichtiger scheinen als lebendige Menschen. Afrika ist reich an Geist und Lebendigkeit, obwohl der Kontinent immer mehr seine eigene Identität verliert, seinen Stolz, seine Wälder, seine Wasserstraßen, seine natürlichen Ressourcen, sein Land und seinen kulturellen Reichtum durch seinen Sturz in eine ökonomische Entwicklung, die unglücklicherweise ökologisch bezahlt werden muss. Nun versinkt es nicht nur in Krokodilstränen, sondern auch in Plastik und Müll, und es erstickt unter giftigen Wolken von brennendem Abfall.

Wäre es mir möglich, würde ich verlangen, dass die Experten eine Pause machten - ihre Kalkulationstabellen für nur wenige Augenblicke aus der Hand legten - und einen festen, unverstellten Blick auf den schlimmen Weg richteten, dem die reiche industrialisierte Welt gefolgt ist, trotz aller offensichtlichen Umweltzerstörung und Klimaänderung in seinem Verlauf. Wenn sie sich weigern, was sie wohl tun werden, wird der Export unserer Fehler (zusammen mit einem Gutteil unseres Unrats und unserer Toxine) nach Afrika weitergehen. Die verarmte Mehrheit der Welt ist am meisten verletzbar durch den Klimawandel, aber sie hat sich nicht an dem verschwenderischen Lebensstils erfreut, der ihn verschuldet hat.

Dieses Buch ist mein persönlicher Versuch, ein wenig Sinn zu finden in den Widersprüchen, die viele der Entwicklungskonzepte in Afrika vereiteln durch erklärte Absichten und Aktionen, die oft nicht zusammengehen mit realen Absichten und Aktionen. Das alles kam für mich langsam zutage und nahm Gestalt an während der vielen Jahre, in denen ich in Afrika lebte, Kinder großzog, als Journalistin arbeitete und von Afrika berichtete. Nur langsam begriff ich die beiden Wirklichkeiten, die sich so nachteilig auf den Kontinent auswirkten. Die erste ist das enorme Ausmaß der Ungerechtigkeit, das Afrika erlitt durch die europäische Kolonisation und dann die Neokolonisation. Die zweite ist die Gefahr durch die westliche Weltanschauung, deren Anhänger dazu verdammt scheinen, andere Kulturen und Kontinente zu ihrem eigenen, wie sie meinen, überlegenen Weg zu verurteilen, zu dem angeblich einzig gangbaren Weg, der Einbahnstraße zu ihrer eigenen Definition von Fortschritt.

Ohne eine große Veränderung im modernen Bewusstsein und ohne Rücksicht auf den Planeten, der uns erhält, werden wir wie ich glaube nicht nur Afrika, das bereits unter veränderten Regenzeiten mit der Folge von Ernteeinbußen und Wassermangel leidet, sondern letztlich jeden Menschen auf diesem Planeten zu einer düsteren Zukunft verdammen. Ständig steigende Lebensmittel- und Kraftstoffpreise, Hunger und Unruhen unter den Ärmsten der Welt sind jetzt schon die Spitze des schmelzenden Eisbergs.

Afrika weiß gut, wie man leben kann ohne all die modernen Energie fressenden Annehmlichkeiten, die gewöhnlich unter Fortschritt verstanden werden. Vielleicht ist es an der Zeit, dass wir von der Weisheit des Kontinents zu lernen versuchen, bevor diese Weisheit endgültig verloren geht. Zeit, dass wir innehalten, um zu sehen, ob wir nicht Staub in unseren Augen haben.

TEIL I



Der herzförmige Kontinent wird gebrochen

Kapitel 1

Wer ist verrückt?

Könnte es für uns ein größeres Wunder geben als das, für einen Moment durch die Augen eines anderen zu sehen? Wir könnten eine Stunde lang in allen Zeitaltern der Welt leben; ach, in allen Welten der Zeitalter.

Henry David Thoreau (21)

Ich reise, um andere Bewusstseins Ebenen zu entdecken.

V. S. Naipaul (22)

Es war im März 2003, und ich war in Niafunké im Norden von Mali, um die Geschichte eines vielfach mit Preisen ausgezeichneten afrikanischen Blues-Sängers zu recherchieren. Ich hatte ihm gerade angedeutet - nicht sehr diplomatisch oder höflich -, dass manche Leute ihn für verrückt halten dürften, für „fou“.

„Fou?“ sagte er mit einem erstaunten Blick auf mich, ehe er mir den Rücken kehrte und davonschritt. Sein blau- und pinkfarbenedes Baumwollgewand umflatterte ihn, als er sich über die trockenen, zerbröckelnden Schlammflächen bewegte, die, wie er mich informiert hatte, seine „künstlich bewässerten Reisfelder“ waren. Ich jagte ihm nach. An diesem windigen und extrem heißen Tag der späten Trockenzeit, mit wehenden Schwaden von Saharasand über dem aufgebrochenen Boden unter unseren Füßen, nahm Ali Farka Touré mich mit auf eine Tour durch seine Farm. Ich war gerade nach Mali von der Elfenbeinküste zurückgekommen, wo ich über den Bürgerkrieg berichtet hatte, der diese Nation in zwei Hälften geteilt hatte; die Rebellen kontrollierten den Norden und die Regierung von Laurent Gbagbo den Süden. Es war eine große Erleichterung, wieder zurück in dem friedlichen Mali zu sein nach den Schrecken des Krieges südlich der Grenze. Sogar die lange Fahrt - zwei Tage auf der Straße oder im Sand nach der Straße suchend, die uns nach Timbuktu bringen würde - war ein Vergnügen nach der Reise durch ein Kriegsgebiet, wo jeder, vom sehr jungen Mädchen bis zum älteren Mann, für einen Kampf gekleidet und gewappnet zu sein schien.

Hier dagegen arbeitete Ali Farka intensiv an einem friedvollen Unternehmen. Wie er sagte, war es sein Ehrgeiz, die wüstenartige Landschaft am Ufer des Niger in üppige grüne Felder und reiche Obstplantagen zu verwandeln. Er sprach fast pausenlos über seinen Traum, den Wasserweg des Landes zu Malis Brotkorb zu machen, um die Menschen des riesigen Wüstengebiets im Norden des Landes zu ernähren. Es schien, als spräche er mehr zu sich selbst als zu mir, als versuche er hartnäckig sich selbst davon zu überzeugen, dass er seine armseligen Reisfelder wiederbeleben und eine Oase schaffen könne, wo jetzt sein kränklicher Obstgarten stand. Die Hälfte der von ihm gepflanzten 3.800 Obstbäume war verkümmert und starb im gnadenlosen Wüstenwind.

Zehn Jahre davor war Ali Farka um den Globus getourt als einer der meistgefeierten Musiker Afrikas, und er genoss das Leben in den Fünf-Sterne-Hotels der Hauptstädte der Welt. Er hatte all den Erfolg eines amerikanischen Idols, aber ohne den brennenden Hunger nach Ruhm, der die Welt überschwemmt hat wie eine Epidemie der Eitelkeit. Ohne sich besonders um den Erfolg zu bemühen, hatte Touré Amerikas größte Anerkennung für Musiker, den Grammy Award gewonnen für das Album *Talking Timbuktu* (23), das er zusammen mit Ry Cooder gemacht hatte.

Heute allerdings sprach er nicht über Timbuktu; alles worüber er sprechen wollte betraf die Landwirtschaft. Mit etwa 62 Jahren, nach fünf Musiktourneen rund um die Welt, war dieser malische Bluessänger nach Hause gekommen, um in der notleidenden Wüstenstadt Niafunké als Farmer zu leben. (24) Er sagte, er produziere die Lebensmittel für den Unterhalt seiner zwei Frauen, neun Kinder, zehn Enkelkinder und fünfzig anderer Menschen, die er nun in seiner Heimatstadt ernähre. Er danke Allah, dass er dazu in der Lage sei.

Mit einem Lächeln, das vorgab, er sei darüber nicht besonders beunruhigt, erzählte er mir, er habe kein Geld mehr. Er hatte eine Menge in die Farm gesteckt, für die teuren Obstbaumschösslinge und für Zement, der von der malischen Hauptstadt

Bamako den Niger hinunter auf riesigen flachen Schleppkähnen verschifft wurde zum Bau der nun leeren Bewässerungskanäle. Noch mehr seines Geldes war in städtische Entwicklungsprojekte in Niafunké geflossen; er zahlte für Straßenreparaturen und den Bau von Abflussrinnen entlang der schmalen sandigen Gassen der Stadt. Er hatte ein kleines Hotel eröffnet, durch das er seine kleine, unbeachtete Stadt auf die touristische Landkarte zu bringen hoffte. Als der Treibstoff für den städtischen Generator zu Ende ging, zahlte er auch dafür und brachte den Sprit per Boot von Bamako flussabwärts. Und weil er ein traditioneller Mann in einer traditionellen Ecke eines relativ traditionellen afrikanischen Landes war, stand Ali Farkas Tür selbstverständlich immer offen, und es gab immer riesige gemeinschaftliche Schüsseln voll Reis und Soße für jeden, der an seinem Haus vorbeiging.

Seine eigenen Geldmittel ebenso verdorrt wie sein Obstgarten, in einem gnadenlosen Klima, in einem Wüstennest von Lehmhütten mit Stroh- oder Blechdächern, müsste da nicht zwangsläufig, dachte ich, seine Entscheidung zur Rückkehr in ein Meer menschlicher Not, das sich soweit das Auge reichte in alle Richtungen erstreckte, für übergeschnappt gehalten werden?

Ich sagte Derartiges, als ich neben ihm hockte, während er seine erste Kartoffelernte ausgrub. Wie üblich umklammerte ich mein Mikrofon, als hinge mein Leben von ihm ab, schwenkte es unverschämt vor seinem Gesicht und hämmerte Fragen auf ihn ein. Und ich dachte gleichzeitig - nicht zum ersten Mal -, wie unhöflich der Beruf des Journalisten ist, wie arrogant wir Eindringlinge in Afrika sind mit unseren Kameras und endlosen Fragen. Doch ich musste die Story kriegen für wartende Redakteure und Produzenten daheim in den United Kingdoms und Kanada. Ich war jeden Tag hinter ihm her, damit er mir erzählte, warum er die Tourneen und den Jetset aufgegeben hatte, um nach Niafunké zurückzukehren, um der Größte der Wohltäter zu werden.

Und er wollte über nichts anderes reden, als über das Wachstum seiner Kartoffeln.

Ich versuchte es noch einmal. „Sie hatten alles, Ali Farka. Sie waren berühmt. Sie besaßen ein Vermögen. Sie tourten um die Welt. Sie gewannen einen Grammy Award, Sie hatten überall Fans, Sie hatten internationale Plattenverträge. Sie hätten in purem Luxus leben können, wo immer Sie wollten. Das ist der Amerikanische Traum. Aber Sie gaben alles auf und kamen zurück zu Elend und harter Arbeit. Warum?“

Er antwortete nicht, weil er seine Hände in den Sand gesteckt hatte; er buddelte ein paar halbwegs gesunde Kartoffeln aus und grunzte zufrieden. Neben ihm halfen ihm sein jüngerer Bruder und seine siebenjährige Enkeltochter, mehr auszugraben. Aber jetzt brachten sie Stück für Stück nur jämmerliche und schlaffe kleine braune Dinger hervor, die mehr wie tote Mäuse als wie Kartoffeln aussahen. Termiten hatten den Großteil der Ernte vernichtet.

Ich machte ein paar mitfühlende Geräusche zum Schicksal seiner Kartoffeln, dann ging ich ihn erneut an.

„Was ich meinte, Ali Farka, ist, dass manche Leute sagen, es ist irre, hier farmen zu wollen, zu versuchen, die halbe Stadt Niafunké zu füttern. Sie sind ein berühmter Musiker, und Landwirtschaft hat wohl kaum denselben Reiz oder Glamour.“

Aber er war weiter beschäftigt mit seinen Kartoffeln, er arbeitete mit seinem Bruder und seiner Enkeltochter, um das Wenige zu sammeln, was die Termiten von der Ernte übrig gelassen hatten; sie gruben die Pflanzen aus und retteten jede gesunde Knolle, ehe sie in einem Jutesack verschwand. Fürs Abendessen, wie er sagte.

Dann, ehe ich mein Mikrofon in die Nähe seines Mundes zurückbringen konnte, war er mit etwas anderem beschäftigt; er sprang über das verdorrte Feld mit dem Gewehr über der Schulter und rief zurück, er habe einen Vogel entdeckt, der gut fürs Abendessen wäre. Er nahm sein Gewehr, zielte, feuerte und starrte über das braune Ödland von einem Feld, wo der Wind Staubhexen aufwirbelte und Büschel trockener Vegetation. Er brach in schallendes Gelächter aus, und als er die Verwirrung in unseren Gesichtern sah, erklärte er, er habe nur in einen Haufen Eselsdung geschossen, nicht auf einen Vogel. Ich lachte schließlich auch und tat, was ich schon viel früher hätte tun sollen: ich steckte das Mikrofon zurück in meine Tasche.

Ich hatte genau das getan, was ich mir geschworen hatte, nicht zu tun als fremde Journalistin in Afrika. Ich hatte auf meinen Fragen bestanden und auf meinen Vorstellungen dessen, was die Story bei anderen bewirken sollte, als die Zeit und die Stimmung dafür noch nicht reif waren. Ich hatte zuviel geschwätzt wo ich hätte zuhören, beobachten und aufnehmen sollen, um zu begreifen und herauszufinden, was die Story wirklich bedeutete.

Die Dinge laufen anders in ländlichen Gebieten, besonders in Teilen der Welt außerhalb der Reichweite von Starkstromleitungen, von leicht zugänglichem Satellitenfernsehen, befestigten Straßen und Hauptverkehrsadern mit all dem damit verbundenen rapiden sozialen Wandel. In Westafrika leben die Menschen noch größtenteils unter dem Diktat althergebrachter Umgangsformen, die Moral und Benehmen bestimmen - doch das ändert sich sehr schnell mit dem Zugang zum internationalen Film und Fernsehen, zu Handys und durch die zunehmende Mobilität junger Leute auf der Suche nach bezahlter Arbeit.

Im traditionellen Leben ist Zeit nicht etwas, was man berechnet, das einen einengt oder antreibt zu einem greifbaren Ergebnis in jeder Stunde oder Minute. Zeit ist ein Gut, aber sie ist nicht Geld. Zeit ist etwas, was man genießt, was man achtet, woran man sich freut. Zeit regiert, nimmt ihren eigenen Verlauf, gerade wie der Niger, der seinen eigenen unvorhersehbaren und kühnen Weg durch Westafrika gräbt, von seiner Quelle in den Fouta Djallon Hügeln in Guinea quer durch Mali, wo er sich nach Norden wendet, um das Land zu einer Oase zu machen und dann nahe Timbuktu mit der Sahara Versteck zu spielen, bis er wieder nach Süden abdreht und durch das benachbarte Niger fließt und weiter durch Nigeria, um dort ein ölreiches Delta zu

formen und sich schließlich in den atlantischen Ozean zu ergießen. Das mag für das Wasser nicht der beste Weg von Punkt A nach Punkt B sein. Es ist gewiss nicht der direkteste, der schnellste oder der logischste. Aber ein Fluss wie auch ein Menschenleben - ohne den relativ neuen Glauben, jeder Schritt auf seinem Weg sollte oder könnte geplant werden - verläuft ohne Wegbestimmung. Er ist die Reise. Sie ist einfach der Weg, den der Fluss nimmt.

Zum ersten Mal an diesem Tag hielt ich den Mund und folgte der Strömung. Ich folgte Ali Farka, der uns durch weitere Felder führte, weitere ausgetrocknete Bewässerungsrinnen entlang, zurück zu seinem flachbödigen Flussboot, der *Pirogue*, die uns von der Farm wegbringen würde, über den Fluss und zurück zu seinem Haus in Niafunké. Wir kletterten an Bord und Ali Farka bedeutete mir, ich solle auf dem Heimweg neben ihm auf der Mittelstrebe des Bootes sitzen. Jetzt, als ich nicht mehr mit meinem Mikrophon wedelte und Fragen stellte, war ich schließlich fähig, die subtile Schönheit des Ortes wahrzunehmen. Ich konnte endlich über manches nachdenken, was Ali Farka mir gesagt hatte, angefangen mit der Bedeutung von Familie und Bestimmung. Seine Mutter hatte ihn „Farka“ genannt, was Esel bedeutet auf Songhay, der Sprache seiner Mutter, die vor ihm neun Babys geboren und dann verloren hatte. Indem sie ihr zehntes Kind Esel nannte, hoffte sie die Geister, die Menschenkinder den Müttern wegnehmen, zu überlisten, um ihrem zehnten Kind dieses Schicksal zu ersparen. Wie Ali Farka lächelnd sagte, war die Täuschung gelungen, er hatte seine Geburt überlebt und konnte seine Geschichte erzählen, und das Gleiche galt für seine jüngeren Geschwister.

Ali Farka hatte nie eine öffentliche Schule betreten; er sagte mir, er könne weder lesen noch schreiben. Das schien seine Fähigkeit zu philosophieren, über die Mysterien des Lebens nachzudenken oder alte historische Angaben abzurufen wie ein Schüler, nicht einzuschränken. Er sagte, seine Bildung stamme nicht aus Schulen, sondern von seinen Eltern und den Älteren in der Gemeinschaft. Griots sind Westafrikas Barden - seine mündlichen Überlieferer von Ruhm und Geschichte -, und sie lehrten ihn die Geschichte seiner Leute und seiner Region. Er hatte nie Musik studiert und konnte keine Note schreiben. Seine Talente waren gottgegeben, aber sie wurden genährt von Traditionen des (Mit-)Teilens, wo Musik und Kultur integrale Bestandteile des Lebens selbst waren, nichts zum Mieten oder Verkaufen.

Als wir das nördliche Ufer des Flusses erreichten, stellte Ali Farkas jüngerer Bruder den Motor ab und ließ das Boot die restlichen fünfzig Meter bis zum grasbewachsenen Ufer driften. Ali Farka nahm seine Gitarre auf und begann die ersten Akkorde der wunderschönen Ballade „Hawa Dolo“ zu spielen. Die den Fluss begleitenden weißen Sanddünen glitzerten in der späten Nachmittagssonne. Die schwüle Brise rührte winzige weißbemützte Wellen im milchiggrünen Wasser auf, die an das Dollbord schlugen, und tief in mir rührte sich etwas jenseits aller logischen Beschreibung oder Definition. Ich fühlte die Magie des Ortes und der Musik, die ihm entsprang wie eine Hymne auf die Majestät der Wüste, auf den Fluss, der sie durchfloss, und auf die Menschen, für die das alles Heimat bedeutete. Ich holte das Mikrophon hervor, nicht um Fragen zu stellen, sondern ich ließ es die Töne aufnehmen, die hierher gehörten, zu denen meine Stimme nicht zählte.

Als läse er meine Gedanken - oder die verschwommenen Gefühle des Wohlseins, für die ich keine Worte hatte - zeigte Ali Farka sein breites, ununterdrückbares Grinsen, sein Markenzeichen. „Dieser Fluss ist unser Gold, unsere Diamanten“, sagte er. „Er ist mein Mentor, mein Lehrer, mein Beschützer und meine Kraft.“

Er sagte, diese Musik, die der Rest der Welt den „Blues“ nennt, sei nicht den Wassern des Mississippi in den Vereinigten Staaten entsprungen, wie allgemein behauptet wird auf jener Seite des großen Ozeans, der Afrika von Nordamerika trennt. Afrikaner brachten sie mit aus ihrer Heimat genau hier im nördlichen Mali - vom Fluss, den die Songhay-Leute den Jimbala nennen, den die Malier im Süden als Djoliba kennen, während sich die Europäer für die Bezeichnung Niger entschieden haben - auf Latein „der Schwarze“. Der Fluss kann blau oder grün oder grau sein, abhängig von Wetter und Jahreszeit, und nach einem heftigen Regen färbt er sich in ein schlammiges Braun. Aber er ist wirklich niemals schwarz.

In diesen Tagen, sagte Ali Farka, sei der Jimbala - der Geist des Flusses - krank. Er sagte, die Menschen missbrauchten und missachteten seine Totems. Sie hielten Opfer und Tabus nicht mehr heilig, die den Fluss immer beschützt haben auf seinem langen Weg durch die westafrikanische Sahelzone, ein trockener Streifen Land südlich der Sahara, der sich vom Tschad im Osten bis zum gegenüber im Westen liegenden Senegal erstreckt.

„Ich habe große Angst um diesen Fluss“, sagte er. „Es bedeutet das Vorrücken der Wüste. Schauen Sie nur auf die Dünen.“

Er deutete auf die weißen Sandufer, die sich an beiden Seiten des Flusses erhoben wie Wellenkämme, bereit, in den sehr schmalen blauen Wasserstreifen zu stürzen. „Wenn sich keine Rettung findet für den Fluss, sind wir wirklich am Ende“, sagte er.

Er erzählte mir, es habe früher Tabus gegeben für das, was in den Fluss zu werfen war und was nicht; diese ungeschriebenen Gesetze hätten ihn Jahr- hunderte lang geschützt. In der modernen Zeit, als er schon litt an der massiven Entwaldung in seinem Ursprungsgebiet in Guinea, war der Niger zur Kippe für den von den schnell wachsenden Städten an seinen Ufern megatonnenweise ausgespuckten Müll geworden. Sein Wasser nahm die Toxine der modernen Welt auf: Lindan (in der Sahelzone weitverbreitet als landwirtschaftlich genutztes Pestizid) und zahllose andere Pestizide, im Überfluss angewendet auf den Farmen entlang dem Fluss, wie auch die Rückstände von Batteriefabriken und Färbereien in Bamako. Es gibt schon keine Krokodile und Flusspferde mehr im Niger, weil, wie er sagte, Jäger aus der ganzen Welt kamen, um sie abzuschlachten in der Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts, als Schuhe, Gürtel und Taschen aus der Haut exotischer Tiere groß in Mode waren in Europa, Asien und Nordamerika. „Also haben diese Arten nun anderswo Zuflucht gesucht“, sagte Ali Farka.

Es hatte auch Regeln gegeben, wer wo und wann den Fluss überqueren konnte. Er sagte, es störe ihn enorm, wenn er Fremde am Fluss spielen sähe, was viele Expatrierte mit ihren lauten Sea-Doos in der Nähe von Bamako täten.

Er sagte, er könne die Störung des Flusses und den fehlenden Respekt vor ihm nicht akzeptieren; dergleichen sei gefährlich: „Es fordert den Geist des Flusses heraus.“ Es gäbe um den Geist Jimbala Geheimnisse, die nicht irgendjemandem erzählt werden sollten. Große Reiche sind den Fluss entlang entstanden, und sie verstanden die Sprache des Flusses. „Weil wir die Tabus verworfen haben und den Geist des Flusses nicht mehr respektieren, fällt der Regen nicht und das Fischen ist armselig“, schloss er.

Das Boot glitt auf die flache Sandbank, aber er blieb sitzen und spielte noch mehr malischen Blues. Er schloss die Melodie mit einem Lauf von Akkorden und starrte über den einst großen Fluss, der seine Musik inspiriert hatte und ihm nun, ganz wörtlich, den Blues gab. „Ohne den Fluss“, sagte er zu niemand einzelner, „wäre ich taub, und ich hätte keine Stimme. Wenn der Fluss aufhörte zu existieren, würde auch ich aufhören zu sein.“

Dann wandte er sich völlig überraschend zu mir und sprach direkt ins Mikrofon, um endlich die Fragen zu beantworten, mit denen ich ihn den ganzen Tag gepiesackt hatte. „Ich bin mehr Farmer als Musiker. Ich ziehe das Leben hier vor. Dieses andere Leben als Musikstar war - wenn du meinen Ausdruck entschuldigst - wie getrocknete Scheiße; du trittst hinein und es bleibt nichts hängen. Wenn Gott mir große Häuser gäbe in den Staaten oder Kanada oder Japan oder Deutschland oder Australien, könnte ich sie dann in meine Tasche stecken und heimbringen? Nein, das ist unmöglich.“

Er sagte, er wolle nicht aufhören, Musik zu machen, er werde aber nie wieder auf Tour gehen - wenn die Leute ihn live spielen hören wollten, müssten sie nichts weiter tun als nach Niafunké zu kommen. Er war aufgewachsen am Fluss, hatte seine Felder bearbeitet und von seinen Leuten gelernt, und indem er das tat, folgte er seiner Bestimmung. „Ich weiß, was ich hinter mir ließ, als ich die Tourneen aufgab und nach Hause kam. Aber meine Philosophie ist zu arbeiten, um das Leben hier besser zu machen und es mit anderen zu teilen. Was ich esse, werden die anderen essen. Was ich trinke, werden sie trinken, was ich anziehe, können sie tragen. Und ich werde immer mit dem Fluss leben.“

Im März 2006 verließ uns Ali Farka. Freunde in Mali riefen mich an und erzählten mir unter Tränen die traurige Nachricht, und sie sagten mir, das staatliche Radio ihres Landes habe sein reguläres Programm unterbrochen, um Ali Farkas Blues zu spielen. Sein Land war in Trauer. Ich saß in diesem Winter in Kanada im Schnee fest. Ich holte meine eigenen Notizen und Aufnahmen von diesen magischen Tagen hervor, als ich ihn und seine Familie in Niafunké besucht hatte.

Ich begriff, dass die Zeit mit Ali Farka Touré mir unendlich viel mehr gegeben hatte als ein paar Radiosendungen über seine Musik und seine Entscheidung, zu seinen Wurzeln zurückzukehren und zum Geist des Flusses, der ihn und seine Leute inspiriert hatte. In Wahrheit half mein Besuch bei Ali Farka und seiner Weisheit viele Ideen in diesem Buch zu kristallisieren, Ideen, die ich in meinen Notizbüchern

festgehalten hatte und die mein Bewusstsein durchdrungen hatten während der vielen Jahre in Afrika.

Als „Westerner“ geboren und aufgewachsen, sollte ich es verblüffend finden, dass ein Afrikaner, der erreicht hatte, was manche von uns in den Industrieländern lebenslang erstreben, das Leben als internationaler Star aufgibt und nach Hause zurückgeht. Aus einer anderen Perspektive war es nicht im geringsten erstaunlich. In Niafunké gab es weder Papparazzi noch war Ali Farka je in einen undurchschaubaren psychischen Zusammenbruch oder Scheidungsskandal verwickelt, den die ganze Welt voller Schadenfreude verfolgt hätte. Er starb in Würde und wurde von vielen großen Musikern und anderen Menschen betrauert, nicht nur in Mali, sondern auf der ganzen Welt. Sein Sohn, Vieux Farka Touré, macht nun dort weiter, wo die Musik seines Vaters aufgehört hat.

Was Ali Farka mir an jenem Nachmittag vermittelt hatte, bestätigte, was tausende von Begegnungen mit einsichtigen Afrikanern mir über die Jahre gezeigt hatten. Zu einem guten Leben gehört viel mehr als ein leichter Zugang zu Einkaufszentren und Fastfood-Ketten, besseren Häusern und Gärten und ein Kopf voller Pläne für den Ruhestand.

Freunde in Afrika, die es selbst gehört oder gesehen hatten, äußerten Überraschung und Schock über die Art, wie viele ältere Menschen in der reichen Welt behandelt werden, weggetan in Heime, in denen ihr Wissen verloren geht, ihr Geist in achtloser Isolation dahinschwindet, ihr Leben verlängert wird durch einen Cocktail von Medikamenten, Behandlungen und Vorschriften, bis sie sich in ihrem so reduzierten Leben fühlen wie lebende Tote. Afrikaner reden auch vom Mangel an Manieren und Respekt unter den jungen Leuten in ihren eigenen, sich schnell verändernden Gesellschaften, wo die Jungen allem den Rücken kehren, vom simpelsten guten Benehmen bis zum Respekt vor Älteren.

Malis früherer Erziehungsminister, Mohamed Lamine Traoré, ein Philosophieprofessor, wies mich darauf hin, dass die Studenten mit einer formalen, vorzugsweise westlich ausgerichteten Schulbildung die ignorantesten und die mit den schlechtesten Manieren sein konnten. Wie er vermutete, lag das daran, dass sie zu Hause keine kritische Erziehung mehr erhielten, die ihnen einen Begriff von Respekt für andere beigebracht und sie soziale Verantwortung gelehrt hätte, wodurch die Menschen dieses Landes miteinander durch dick und durch sehr dünn gehen konnten in einem der finanziell ärmsten Länder der Welt. (25) Wenn ein Malier jemanden „schlecht erzogen“ findet, dann meint er damit nicht, der Soundso sei nicht zur Schule gegangen. Er meint, derjenige sei mit zu wenig sozialer Zuwendung aufgewachsen, um Respekt für andere und seine eigene Abstammung entwickeln zu können.

Auf Bamanakan, Sprache der Bamana in Mali und Verkehrssprache von vielen Menschen der Nation, enthält die Standard-Grußformel die Worte auf Bamanakan für guten Morgen, guten Mittag, guten Nachmittag oder guten Abend. Die übliche Antwort eines Mannes ist „n ba“, was wörtlich übersetzt „meine Mutter“ heißt, aber es

bedeutet „dank meiner Mutter, die mich aufzog, geht es mir gut.“ Die Standard-Antwort einer Frau ist „nse“, wörtlich zu übersetzen mit „meine Kraft“, meint aber „dank meiner Stärke als Frau geht es mir gut.“

Dieses simple linguistische Beispiel wirft großen Zweifel auf an der Richtigkeit westlicher Vorstellungen von allgemeiner Unterdrückung von Frauenrechten und Frauenmacht in Afrika und an der Vorstellung, die Afrikanerinnen seien schwache und unglückliche Opfer. Frauen haben große Proteste angeführt und die bedeutendsten politischen Veränderungen in Westafrika bewirkt, sie haben, nur als zwei Beispiele, in Mali und Ghana Straßendemonstrationen initiiert. Nur 23 Prozent der kanadischen Parlamentarier sind Frauen; in Ruanda sind es beinahe 50 Prozent, und über 30 Prozent in Mosambik und Südafrika.

Vorurteile gibt es auf beiden Seiten. Falsche Ansichten über Leute und Leben im reichen Westen bestehen auch in Afrika. In einem Dorf in Kamerun, wo ich die Familie eines Freundes besuchte, wurde ich überall wo ich hinkam wie eine VIP behandelt. Der Vater meines Freundes räumte Zimmer und Bett für mich. Am ersten Sonntagmorgen dort entdeckte ich zu meiner großen Bestürzung, dass er die einzige Ente der Familie geschlachtet hatte und sie nun gekocht im Topf auf dem kleinen Tisch stand, den man für mich in die Mitte des kleinen Wohnraums gestellt hatte. Mir wurde bedeutet, ich möge mich zum Essen setzen, während viele Mitglieder der zahlreichen Familie drum herumstanden und zusahen. Ich fühlte mich einfach grotesk, als ich da saß wie eine Hochstaplerin, die vorgab, sie sei ein wichtiger Gast, noch lächerlicher, als man mir sagte, ich solle keinen Bissen nehmen, ehe man etwas Rotwein gefunden habe, um mein Sonntagmorgenmahl zu vervollständigen. Ich sagte ihnen, ich brauche keinen Rotwein, nicht aber ich wolle keinen, das wäre unhöflich gewesen. Es gab viel Diskussion, dann ordnete der Vater an, ich müsse warten, der Wein sei auf dem Weg und es sei hier wohlbekannt, dass „Weiße nicht essen können, ohne Rotwein zu trinken.“ Ein paar Minuten später kam ein junger Bote vom Heim des Ortsvorstands, der eine alte Flasche süßen Sangria aufgetrieben hatte mit einem fingerbreiten Rest, der mir jetzt kredenzt wurde mit Stolz und großem Hallo.

Als wir von einem Urlaub in Kanada nach Kenia zurückkamen, sagte mir Dalmas, der für uns als Wachmann arbeitete, er habe mir zwei traurige Ereignisse während unserer Abwesenheit zu berichten. Er begann damit, dass eine unserer Katzen überfahren und getötet worden sei. Dann erzählte er uns, dass der Gärtner, der jahrelang für das Haus gearbeitet und mit uns gelebt hatte, nach einer kleinen Operation zur Entfernung eines Knotens am Hals plötzlich gestorben sei. Als ich Dalmas fragte, warum er mir die beiden traurigen Ereignisse in dieser Reihenfolge mitgeteilt habe, nämlich den Tod der Katze vor dem Tod von Peter, belehrte er mich traurig: „Weiße ziehen Tiere den Menschen vor.“

In mehreren afrikanischen Ländern wurde ich am Tragen meiner eigenen Handtasche gehindert oder am Aufnehmen einer Schaufel zum Gartenumgraben, denn es ist allgemein bekannt, dass Weiße nicht körperlich arbeiten. Wenn ich sage,

dass weiße Männer und Frauen seit jeher sehr hart arbeiten - farmen, fischen oder bauen -, sehe ich oft ungläubige Blicke.

Aber einige der weitverbreiteten Gedanken über die westliche Gesellschaft, speziell über das moderne städtische Leben, können bei denen, die im Westen gelebt, studiert und gearbeitet haben, besser begründet sein. In einem Dutzend Ländern des Kontinents hörte ich zahllose Stunden lang Afrikanern zu, die die wachsende Respektlosigkeit vor und das Ausgeschlossenheit von Älteren in ihren eigenen Gemeinschaften beklagen, eine Tatsache, die sie auf importierte Werte aus den reichen Ländern zurückführen, wo der Schrei nach ewiger Jugend und Schönheit zur Obsession geworden ist und Multi-Billionen-Industrien aus dem Boden gestampft werden. Sie hadern mit der Sterilität des Lebens in neuen und „modernen“ Nachbarschaften - zunehmend ausgegrenzte Viertel - in afrikanischen Städten, wo es möglich ist, dass Menschen jahrelang Seite an Seite leben und nicht einmal ihren Namen kennen oder ein Grußwort tauschen. Andere klagen über die wachsende Entfernung zwischen den extrem Reichen, der winzigen Minderheit, und den extrem Armen, der riesigen Mehrheit. Letztere haust in Bruchbuden, zusammengeflickt aus Plastikplanen, Wellblech, alten Autoteilen und anderem, was man auf Müllkippen zusammenkramt, während nebenan, innerhalb hoher, mit Stacheldraht gekrönter Mauern, ihre obszön reichen Brüder enorme Paläste bauen.

Vielleicht müsste die Tretmühle modernen Lebens, getrieben von Geld, Grundbesitz, Wertsachen und Verlangen nach künstlicher Schönheit und künstlichem Ego - ein Leben, von dem Ali Farka gesagt hatte, es bleibe nicht an seinen Schuhen hängen - nicht das allgemein beneidete Ziel sein, das Entwicklung vorantreibt und eine Zivilisation definiert. Man muss nicht verrückt sein, nur weil man den nordamerikanischen Traum ablehnt, besonders die letzte Version, die nun die ganze Welt erfasst hat, geschürt von Eitelkeit, Intoleranz und Neid, ein Modell, das George W. Bush 2002 als „das einzig überlebende Modell menschlichen Fortschritts“ bezeichnete. (26)

Manchmal frage ich mich, ob man verrückt sein muss, um die Tatsache zu ignorieren, dass das Modell, das manche Regierende und bedeutende Ökonomen unserer Zeit billigen und vorantreiben, das Modell, das Naomi Klein Desasterkapitalismus nennt, das ist, was unsere Spezies in die ökologische Katastrophe treibt - oder in die Auslöschung.

Manchmal können die wichtigsten Grundsätze für Leben und Vernunft vergessen werden in der verrückten Jagd nach Fortschritt und der gefährlichen Annahme, dass irgendein kulturelles Experiment in einer Zivilisation ewig dauern könnte. Jared Diamond (27) und Ronald Wright (28) haben eloquent und kraftvoll darüber geschrieben: Je erfolgreicher eine Zivilisation unter einer mächtigen Elite die unaufhaltsame Ausbeutung natürlicher Ressourcen betreibt, desto heftiger ist der Impetus für ihren Kollaps. Trotzdem meint diese Zivilisation, sie sei auf dem richtigen Weg, unbesiegbar und allen anderen überlegen.

In den letzten Jahrhunderten hat Afrika, unterdrückt wie es war von europäischen Zivilisatoren, nicht viel von dieser Hybris entwickelt. Womöglich waren die Afrikaner so lange verunglimpft worden, dass viele nun an die angeborene Überlegenheit alles Nicht-afrikanischen glaubten. Vielfach ist es in Afrika fast unmöglich, ein einheimisches Gericht oder Lebensmittel (nicht einmal Reis oder Hühnchen) auf den Speisekarten von Hotels oder Restaurants für Wohlbetuchte zu finden.

Die Idee, dass Afrika die Welt vieles lehren kann, dass es reich ist an eigenem Wissen und an Traditionen, auf die es stolz sein kann, wurde weithin ignoriert - zuerst von Ausländern und nun zunehmend von den Afrikanern selbst.

Viele Menschen in Afrika versuchen ernsthaft an ihren eigenen geschätzten Werten und Traditionen festzuhalten und finden ihren eigenen Entwicklungsweg. Es gibt afrikanische Schriftsteller, Künstler, Musiker und Denker, die verzweifelt versuchen, ihre Leute bei der Überzeugung zu halten, dass Menschen wichtiger sind als Dinge.

Ein Journalist aus Kamerun, ein Freund und Kollege von mir, trennte sich in regelmäßigen Abständen von seinem meistgeliebten *boubou* (Gewand) oder anderem materiellen Besitz, zu dem er eine besondere Beziehung hatte, und gab ihn weg an jemand Zufälligen, der es gerade brauchte. Da hatte er große Auswahl. Er sagte, das sei für ihn ein wichtiger Anstoß, nicht zu abhängig von materiellen Dingen zu werden. Ich bin froh, dass er mich niemals drängte, es ihm gleichzutun und mich von etwas zu trennen, an dem gerade mein Herz hängt - ein Schmuckstück, etwas Technisches, ein besonderes Kleidungsstück. Ich würde die Probe sicher nicht bestehen.

Kapitel 2. Nicht länger wir selbst

Ich bin sicher, dass ein Franzose ohne den gewohnten guten Rotwein zu seiner Mahlzeit ebenso leidet wie ein Burkinabé, der kein Wasser zu der seinen hat.

Thomas Sankara (29)

Geld ist das, was sie am meisten mögen, Geld ist, was sie lieben. Und Leute, die viel Geld haben, gehören zur High Society. Doch wenn du hingehst und siehst, wie sie leben, eine Schande, eine Schande. Dann wirst du entdecken, wie barbarisch sie sind, Mann, so viel wilder als wir.

Der aus Kamerun stammende Schriftsteller, Musiker und Philosoph Francis Bebey (30)

Das Rätsel, was Menschen in Afrika eigentlich zusammenhält trotz der fehlenden Voraussetzungen, über die wir im Westen verfügen, hat in meinem Kopf gekreist seit ich 1982 zum ersten Mal auf dem Kontinent gelandet bin. Es quält mich jedes Mal mehr, wenn ich in mein Heimatland zurückkehre - für mich nun das Land des Viel-zu- viel. Es wäre gelogen, wenn ich sagte, ich hätte das Rätsel gelöst.

Schließlich kam ich zu dem Schluss, dass die Frage, die mich gequält hatte - was hält Afrika lebendig trotz aller fehlenden grundlegenden Notwendigkeiten - völlig albern ist. Sie ist nur interessant, weil sie die beunruhigende Wahrheit enthüllt, dass ich, obwohl ich fast ein Vierteljahrhundert lang in Afrika gelebt und geatmet hatte, ein Opfer meiner westlichen Vorstellungen von „grundlegend“ und „Notwendigkeit“ geblieben bin.

Menschen haben diesen Planeten 250 bis 400 Jahrtausende lang beherrscht. Aber erst vor wenigen Jahrzehnten entdeckten sehr wenige von ihnen in sehr wenigen geldlich und materiell reichen Ländern, dass die Liste dessen, was sie zum Leben brauchten, sprunghaft anstieg - zunächst Wasserleitung im Bad, dann in mehreren Badezimmern, erst sauberes Leitungswasser, später Trinkwasser in Flaschen, Elektrizität in unendlichen Anwendungsformen und technischen Spielereien, die wir zu brauchen meinen, Telefone und dann Telefone, die sich verhalten wie Computer, Unterhaltungssysteme, Kameras, Rekorder, Straßenbelag und Autos darauf, schließlich geländegängige Fahrzeuge, die keine Straße brauchen.

Neue Gegenstände kommen täglich auf die Liste des Notwendigen: Internet, Kreditkarten, Blackberrys, I-pods und I-phones, riesige Plasmabildschirme, totale Klimakontrolle in Häusern und Fahrzeugen, GPS in Elektronik, Uhren und Fahrzeugen. Und dann, wenn die sitzende Lebensweise, die das alles verlangt, sich auf Oberschenkel, Bäuche und Hüften niederschlägt und die Lebenserwartung verringert, kommen wir eifrig mit unseren medizinischen Erkenntnissen an: wir brauchen Gymnastik mit allen Maschinen auf denen wir schwitzen und grunzen - auf denen wir laufen, rudern, radeln, schwere Gewichte heben -, als schauspielerten wir all die schwere Arbeit, vor der wir uns bewahrt haben. Ist nicht ein bisschen Verrücktheit in dieser Logik?

Die Dinge, die betuchte Menschen auf dem Planeten notwendig nennen, sind für die meisten Menschen in Afrika jenseits der wildesten Vorstellungen oder Träume; es ist also ein Glück, dass die Mehrzahl der Afrikaner nicht ihre Zeit damit verbringt, über das zu hadern, was sie nicht hat, und nicht zulässt, dass die lange Liste dessen, was sie nicht hat, sie zu sehr deprimiert.

Ich hörte neulich eine Ghanaerin behaupten, Depression - wie wir sie verstehen und im Westen behandeln mit Antidepressiva und professioneller Psychotherapie - sei ein Symptom einer Gesellschaft, in der die Menschen nicht ausreichend miteinander reden. Sie wies darauf hin, dass mit dem Verlust der Großfamilie auch der emotionale Rückhalt verlorengeht, den sie bieten kann.

Die meisten Menschen in Afrika leben ihr Leben, feiern Geburten und Hochzeiten und religiöse Feste, rackern sich ab mit Farmarbeit und den wesentlichen Aufgaben für Leben und Gesundheit. Sie tun auch die Arbeit von Zugtieren oder schieben Karren und verkaufen, was sie anbauen oder herstellen können. Sie leben oft von einem Monatseinkommen, für das nordamerikanische Kinder nur ein Hohnlächeln übrig hätten, böte man es ihnen als tägliches Taschengeld an. Nicht wenige Menschen in Afrika träumen, mühen sich, arbeiten hart und kommen zurecht und behalten ihren Glauben, dass es das ist, was Gott oder Allah oder andere Gottheiten ihnen zugedacht haben, und sie danken dafür, obwohl sie sich kaum am Leben erhalten können. Und meiner albernen Frage, was Afrika am Leben hält, kommt diese Antwort am nächsten - sie ist wirklich sehr einfach: Das Leben tut es.

Entwicklungsfachmann und Autor Giles Bolton fasst es folgendermaßen: „Meistens lebt Afrika von Tag zu Tag ohne Krisen - der Kontinent mag zwar kein Rosengarten sein, er ist aber auch kein ödes Loch voll Hoffnungslosigkeit.“ (30)

Es war für mich viel nützlicher gewesen, meinen Geist zu öffnen und den Leuten in Afrika zu erlauben, ihn mit allen Arten neuer Ideen und Gesichtspunkten zu füllen als rhetorische Fragen zu stellen, um das materielle Leben innerhalb und außerhalb Afrikas miteinander zu vergleichen. Auf diese Weise habe ich auch herausgefunden, dass vieles, was Afrikas Gesellschaften am Laufen hält, viel zu komplex ist für Worte, ganz besonders für die schwachen englischen Übersetzungen von Begriffen für Konzepte, soziale Zustände und Verhaltensweisen, die schlicht nicht existieren in unserer Sprache.

Warum brauchte ich so lange bis ich aufhörte, mich über Schmutz und Armut zu verbreiten und damit anfang, das reiche und komplexe soziale Gewebe zu untersuchen, das überall um mich war, in jedem Land des Kontinents, in dem ich lebte? Dafür habe ich keine Antworten, aber einige Theorien.

Eine davon ist, dass ich als Journalistin oft nach Schlagzeilen und Storys suchte, die wirklich Neues verkündeten, denn ich lebte selten in einem Land, das dem Westen weniger berichtenswert erschien. Ich habe die meiste Zeit meines Erwachsenenlebens in Afrika verbracht, die meiste davon in Städten oder Großstädten - sogar in Ländern -, die es niemals in die Abendnachrichten, in die Morgennachrichten oder in die Schlagzeilen gebracht haben, nicht einmal in die großen Zeitungen Nordamerikas. Burkina Faso, Kamerun, Mali und Niger sind kaum vertraute Wörter außerhalb Afrikas. Ghana, Kenia und Sierra Leone sind

besser bekannt, aber erstaunlich viele Menschen in Nordamerika denken, dass Afrika ein eigenes Land ist.

Der Planet Mars kommt öfter in den großen Medien vor als die westafrikanische Nation Mali, nicht zu verwechseln mit Maui auf Hawaii oder Bali in Indonesien oder Male, der Hauptstadt der Malediven, oder Somalia am Horn von Afrika. Oder sogar mit Malawi, das eine ganz andere Afrikanische Nation ist, ein paar tausend Kilometer östlich und südlich des riesigen sandüberwehten und von Land umgebenen Mali - einst der Sitz eines wundersamen, blühenden Reiches, das sich weit über Westafrika erstreckte.

1998 bekam ich einen Anruf von Radio CBS in Chicago mit der Bitte, über den Besuch der damaligen US-Staatssekretärin Madeleine Albright in Sierra Leone zu sprechen. Der Produzent in Chicago schien überrascht als ich sagte, von Bamako nach Sierra Leone sei es ein recht langer Weg und ob Frau Albright nicht an einem anderen Tag nach Mali kommen könnte. Nein, erklärte ich, Freetown liegt nicht in Mali, es ist die Hauptstadt von Sierra Leone.

Der Mann am anderen Ende der Leitung verstummte für einen Moment, bevor er mich fragte, wo in aller Welt Mali denn nun läge, und was in aller Welt Madeleine Albright an einem solchen Platz zu suchen hätte. Ich erwähnte, dass Mali einmal ein großes Reich war, das sich über einen großen Teil Westafrikas erstreckte, mit seinem religiösen Herz in Timbuktu, ein faszinierendes Land, das der Welt viel zu zeigen hätte. Anhaltendes Schweigen am anderen Ende. Ich fuhr fort mit der Erklärung, dass Mali für die USA von strategischer Wichtigkeit ist, ein moderat muslimisches Land, das die USA unbedingt in ihrer diplomatischen und militärischen Einfluss-Sphäre behalten und pflegen wollten, das überdies an Algerien, Mauretanien und in Hörweite an Libyen grenzt, das damals noch für einen terroristischen Staat gehalten wurde. Diese Information schaffte es dann. Der CBS Produzent entschied sich für ein Interview mit mir, nicht über Mali, sondern über seine strategische Bedeutung für die USA. Mali an sich interessierte ihn nicht im Geringsten. Wie sollte es auch, wenn er nie vorher davon gehört hatte?

In bestimmter Weise, meine ich, kann Mali, wie noch andere zwei oder drei Dutzend der 53 Nationen des Kontinents, sehr stolz sein, dass es nie Schlagzeilen in den großen Medien von Nordamerika gemacht hat, solche wie Ruanda, Liberia, Äthiopien, Sierra Leone, Somalia, Südafrika, Sudan und Simbabwe. Das heißt, es hat keine Tragödien erlitten, groß genug für Schlagzeilen oder für Blockbuster in Amerika - Apartheid, Völkermord, mörderische Bürgerkriege oder Hungersnöte, grässlich genug, um die Aufmerksamkeit der Medien zu bekommen. Immerhin war der Konflikt in der Demokratischen Republik Kongo, der die meisten Menschen seit dem Zweiten Weltkrieg tötete, irgendwie der besonderen medialen Aufmerksamkeit des Westens entgangen.

Weil ich als Reporterin in Mali arbeitete und andauernd nach Storys Ausschau hielt, die sich für Nachrichten bei BBC und Associated Press eigneten oder auch nur Interesse bei Herausgebern in Nordamerika weckten, neigte ich dazu, die reale Geschichte Malis zu übersehen, die ich doch ständig um mich hatte. So begann ich nur langsam, die komplexe und erstaunliche Welt seiner Kultur und seines täglichen Lebens wahrzunehmen und in sie einzudringen. Und obwohl ich mich darum bemühte, war der Fortschritt schmerzlich.

Der Grund dafür war einfach. Ich musste aufhören zu denken und zu sehen als die Westlerin, die ich war, aufgewachsen in einer schmackhaften Kleinstadt in einer gemütlichen Ecke der reichsten Nation der Welt. Das bedeutete, ich war noch abgelenkt durch das Offensichtliche und überbewertete es, wie die Verwahrlosung und den Geldmangel, der Kinder von den Schulen fernhielt, oder von so schlecht eingerichteten und ausgestatteten Schulen, dass es sich nicht lohnte, sie zu besuchen. Das hielt ganze Familien von der Gesundheitsfürsorge fern und verurteilte sie zu extrem harter Arbeit. All das sind reale und unanfechtbare Wahrheiten. Aber sie definieren nicht Mali oder gar Afrika. Nicht im Entferntesten.

Um Afrika zu würdigen, und besonders ein Land, das so heiß, trocken und finanziell arm ist wie Mali mit seinen ungeschriebenen, aber hochentwickelten und anspruchsvollen sozialen Gesetzen, wäre es gut, wenn der Fremde sich einer Art mentaler Reinigung von seinen kulturellen Vorurteilen unterziehen könnte. Oder, wie die malische Soziologin und Autorin Aminata Dramane Traoré es ausdrückte, ich müsse lernen, „mit dem Herzen zu sehen.“ Das bedeutet, mich zu befreien von der Tendenz, ein Land zu beurteilen nach dem, was ich mit meinen Ausländeraugen sehen kann. Und stattdessen die unglaubliche Organisation und Struktur zu fühlen und zu verstehen zu versuchen, die unter dem irrtümlichen Eindruck von Chaos liegt und dem sehr realen Mangel an moderner Infrastruktur, wie ausgebaute Straßen, glitzernde Bürotürme, verdeckte Kanalisation, goldene Bögen, solche Sachen eben.

!999, während ihrer kurzen Amtszeit als Malis Kulturministerin, lud Aminata Traoré Menschen aus aller Welt nach Mali ein zu einer Fahrt den Niger hinunter nach Timbuktu, um das neue Millennium zu begrüßen, obwohl es nach dem islamischen Kalender nicht das Jahr 1999, sondern 1421 war. Traoré entschied sich dennoch für eine Party in Mali, ein kulturelles Festival voll Kunst, Schönheit und Phantasie in einem der ärmsten Länder der Welt.

Sie nannte das Festival *Tombuctu 2000: Voir avec le Coeur*. ‚Mit dem Herzen sehen‘, sagte sie, war ihre Einladung für Außenstehende - und für jene Afrikaner, die eilig ihre eigenen kulturellen Werte ablehnten -, eine Reise den Niger hinunter durch Mali zu machen und dabei zu versuchen, die Dinge ein wenig anders aufzufassen. Sie sagte, es sei notwendig für die Menschen, hinter der offensichtlichen materiellen Armut die subtile Schönheit der sahelischen Landschaft zu sehen und den wunderbaren Reichtum der menschlichen Beziehungen und des Umgangs in den Häusern und auf schlammigen Straßen in Nachbarschaften oder Dörfern aus Lehmhütten in Mali.

Meine westliche Erziehung ließ mich wünschen, ich könnte das alles wegschieben als einen Haufen bitterarmer Leute, die im Elend lebten in einem bitterarmen Land -, wie einige fremde Medien Mali und andere Länder in der Region beschrieben.

Ein Deutscher, der in Saus und Braus in den kenianischen Highlands lebte, beschrieb mir einmal seine Gefühle für die Sahelzone: „Es ist heiß und dreckig und ich hasse es.“ Traoré wollte Schluss machen mit der immer noch in manchen Entwicklungskreisen vorherrschenden Meinung, dass ein Land, das physikalisch und ökonomisch weniger entwickelt ist, deshalb auch sozial und kulturell weniger

entwickelt, oder schlimmer, irgendwie minderwertig und rückständig ist und nur hilflos dasitzt und auf Unterstützung durch den Westen wartet. An dieser Sichtweise konnte auch der United Nations Human Development Index nichts ändern, der eine eher ganzheitliche Sicht hat.

Was sie mir zu vermitteln versuchte, in aller Ausführlichkeit und mit soviel Emotion, dass ihr die Stimme wegblieb, war, dass es andere Geschichten und Sichtweisen gäbe, nicht nur in Afrika, sondern überall auf der Welt. Während die Medien sich auf Konflikte in einem kriegsgeschädigten Land konzentrierten, lebten Afrikaner anderswo auf dem Kontinent in Frieden und Harmonie, getragen von ihren eigenen tiefen Traditionen und ihrem Glauben an Toleranz, Dialog und Konsens.

Sie und andere Freunde auf dem Kontinent wiesen darauf hin, dass Afrika nicht die Aufmerksamkeit und das Ansehen bekommt, die es für seine eigenen großen Entdeckungen, seine lobenswerten Traditionen und Beiträge für die Welt verdient. Das umfasst die seinen Waldbewohnern gestohlene Naturmedizin, die seinem Boden entrissenen Mineralien und Edelsteine, die musikalische Vielfalt des Stils, die viel von der modernen Musik geprägt hat. Und natürlich die Ernteerträge von Kakao, Kaffee, Gummi und Baumwolle, die Farmer von Kenia bis Senegal mühsam erarbeiteten, oft auf Kosten ihrer eigenen Ernährung und zu Weltpreisen, bestimmt von Billigmärkten und Spekulanten, weit entfernt von ihrer Farm und gleichgültig gegenüber ihrer Plackerei.

Niemals hat Afrika Wiedergutmachung erhalten für die völlige Unterbrechung seiner eigenen kulturellen und ökonomischen Entwicklung, als Millionen und Abermillionen seiner kräftigsten Jugendlichen und Erwachsenen versklavt und in Ketten in die arabischen Länder und die beiden Amerika verschifft wurden. Wer die Reise überstand, half den Vereinigten Staaten die agrikulturelle Ökonomie zu entwickeln und damit zu der superreichen Supermacht zu werden, die sie heute sind.

Jedes Kind im Westen weiß heute Bescheid über die Vernichtung der Juden durch die Deutschen, aber es gibt wenig Unterrichtsmaterial über den Holocaust im Kongo während der Zeit, als das Land die wichtigste Ressource an Gummi und Elfenbein für Europa und Nordamerika und der belgische König Leopold II. sein persönlicher Nutznießer war. Der Schätzung nach starben zehn Millionen Menschen in dieser Periode kolonialer Plünderung im Kongo, etwa die Hälfte der Bevölkerung.

„Das Herz der Finsternis“, unsterblich gemacht durch Joseph Conrads Beschreibung seines „Makels irrsinniger Raubgier“, war kein afrikanisches Herz; es war der „räuberische und mitleidlose Wahnsinn“ solcherart „zivilisierter“ Männer wie Mr. Kurtz, der durch seine Gier zum Monster wurde. (33)

Aminata Traoré sagte, sie wolle nicht, dass die Welt ihr Land oder ganz Afrika mit einem *blutenden* Herzen sähe. Afrika habe viel zuviel Mitleid und Herablassung erlebt. Was Afrika brauche - und was es nie hatte, sagte sie mir - sei Gerechtigkeit in den politischen und finanziellen Arenen, Respekt und Anerkennung, und dass seine Menschen wüssten, wie man es macht, dass man kreativ und einfallsreich durch das Millennium geht, ohne irgendwelche Hilfe des Westens.

„Ein anderes Afrika ist möglich“, war ihr Mantra.

Mali mag offiziell eines der am wenigsten entwickelten Länder der Welt sein, was Annehmlichkeiten, Einkommensverhältnisse und Kindersterblichkeit betrifft. Aber nicht, was sein kulturelles Erbe anbelangt oder wie die Menschen miteinander umgehen.

Zu den Freuden des Lebens und Arbeitens gehören schlagfertige Antworten; sie sind völlig normal, man erwartet sie auch zwischen Fremden, die sich zufällig treffen.

So wie die meisten in Europa oder Nordamerika lebenden Afrikaner ihre Landsleute ihre Brüder oder Schwestern nennen, bezeichnet kein Malier im Ausland oder zu Hause einen anderen Malier als „Fremden“. Also nehmen die Leute sich Zeit, einander zu begrüßen. Das heißt, dass moderne Aktivitäten - geplante Meetings, Interviews, politische Zusammenkünfte - unglaublich zeitaufwändig sein können. Für auswärtige Journalisten, die ständig den drohenden Redaktionsschluss berücksichtigen müssen, bedeutet das oft peinigende Kopfschmerzen und Übung in unterdrückter Ungeduld.

Begrüßungen sind nicht ein simples Grunzen oder ein im Vorbeigehen über die Schulter geworfenes „hi“. In jeder der vielfältigen Sprachen Westafrikas geht eine Begrüßungsrunde ungefähr so: „Wie geht es dir? Der Familie? Im Haus? Bei der Arbeit? Hast du in Frieden geschlafen?“ Und die Antwort ist etwa: „Fein, kein Problem, gut, friedlich, vielen Dank, Dank sei Gott oder Allah, gelobt sei Gott oder Allah, Friede sei mit dir, Dank sei Gott oder Allah.“

In Mali und anderen Ländern der Region ist das alles gefolgt von einem Austausch von Namen und oft von Geburtsorten oder Regionen, aus denen der Familienname stammt. Das führt unvermeidlich zur Suche nach Vorfahren, die vielleicht irgendwie mit einem der beiden verwandt sein könnten. Und dann beginnt das Witzereißer. Das missachtet jede steife Formalität und bricht das soziale Eis, das sowieso nicht lange anhält in der sozialen Wärme und der physikalischen Hitze der Region.

„O, du bist also Keita? Dann bist du mein Sklave.“ (Unwahrscheinlich, weil Keita der Name einer noblen Familie unter den Bamana in Mali ist.)

Oder ein Bamana zu einem Fula: „Du, Diallo, du bist meine kleine Kuh.“ (35)

Oder ein Fula zu einem Bamana: „Du, Kante, dein Vater (Großvater, Urgroßvater) war mein Sklave. Du musst mir Respekt erweisen. Geh hinter mir.“

All das unter Ausbrüchen von Gelächter, die mich anfangs zugegebenermaßen völlig verwirrten, vor allem, wenn ich sah, wie meine Freundin und Kollegin, Sadio Kante, auf den äußerst gefürchteten Chef des Malischen Geheimdienstes losmarschierte und ihn verspottete, er solle sich vor ihr als Sklave verbeugen, der er - dem Namen nach - war. Sie zogen sich gegenseitig auf und lachten, als wären sie lang vermisste Cousins. Am Ende findet man gewöhnlich heraus, dass man in irgendeinem Grad „Cousin“ ist, verbunden durch alte *Sinankunya*-Allianzen ihrer

Vorfahren, um Frieden zu schließen und zu halten zwischen ausgedehnten Familien, Klans und ethnischen Gruppen.

Dann gab es die sozialen Kategorien, in die Leute mit Mandé-Erbe in Westafrika, unabhängig von der ethnischen Gruppierung, eingeordnet werden konnten - den ererbten Status als „Noble“ oder Personen von „Kaste“, zu denen Griot-Barden, Flickschuster, Weber und Schmiede gehörten. (36) Wenn man Eltern hat, die zu einer dieser Gruppen gehören, erbt man ihr Gewerbe oder ihren Beruf und wird als eine Person von „Kaste“ anerkannt.

Für Außenseiter kann das sehr verwirrend sein, sogar alarmierend, wie bei der stigmatisierenden Verwendung des Wortes „Kaste“ auf Englisch und Französisch. Obwohl ich mir vorgenommen hatte, das Problem objektiv anzugehen, konnte ich mich nicht von dem vorgefassten und dogmatischen Urteil freimachen, dass jede Gesellschaft, die ihre Mitglieder in Gruppen einteilt, die auf ererbten Berufen und sozialen Rollen gründen, im Sumpf eines dunklen Zeitalters steckengeblieben ist.

Ich fand eine Menge Zustimmung von Freunden in anderen Teilen Afrikas. Ein nigerianischer Journalistenfreund fasste meine anfänglichen Gedanken über Malis Kastensystem zusammen:

„Die Kastenfrage in Mali ist ein sehr kompliziertes Problem. Es ist etwas, das man nicht einfach verdammen kann, aber für jemanden, der nicht diesem System angehört, ist es schwer zu verstehen. Nicht nur für Westler, sondern auch für andere Afrikaner, die aus Ländern kommen, wo solche Dinge nicht existieren, ist es schwer zu verstehen, warum jemand, dessen Sippe Jahrhunderte lang der Kaste der Balladensänger - oder Griots - angehört hat, höher oder niedriger geschätzt werden soll als jemand, dessen Sippe Jahrhunderte lang zur Kaste der Schmiede oder Hufschmiede gehörte. Neuerdings hast du vielleicht einen Schmied oder Hufschmied, der zur Schule oder gar zu den besten Universitäten der Welt gegangen ist, aber wenn er zurück in sein eigenes Land kommt, wird er für ein Nichts gehalten. Es ist sein familiärer Hintergrund, der seiner Vorfahren, der zählt. Es ist eine Randerscheinung, aber es ist dem Fortschritt Afrikas als Ganzem abträglich.“

Ein sehr gedanken- und erkenntnisreicher Journalist aus Kamerun, Said Penda, untersucht das Kastensystem in Mali und sagt, es widerspreche den Menschenrechten und mache Afrika Schande. Er hat einen faszinierenden und sehr kritischen Film über das Thema produziert, *Homme de Caste*. Auch hier vertrat er die Meinung, solche überkommenen Systeme müssten verändert und dem modernen Gleichheitsanspruch gerecht werden.

Malier, die mit mir über Kaste sprachen, stimmten erwartungsgemäß nicht damit überein. Einer der ersten von ihnen war Issa. Als früherer Studentenführer und Absolvent der National School of Administration setzte sich Issa sehr für Studentenrechte und den Aufbau einer Universität in seinem Land ein. Das war 1991, im Jahr als Mali die Wandlung von der Diktatur zur Mehrparteien-Demokratie

erlebte. Er hatte nur eine Frau und hatte sich selbst Monogamie gelobt, obwohl Polygamie die Norm unter Malis muslimischer Mehrheit ist. Er hatte nur ein Kind, eine Tochter, die er verwöhnte, herumschleppte und innig liebte wie kein anderer Vater in Mali, wie überhaupt kein anderer Vater, den ich kannte.

Er ist politisch aktiv und höchst kritisch gegenüber fremden Einflüssen in Malis demokratischen Prozess seit den Neunzigerjahren. Das war eine Zeit, als die Westmächte sich beeilten, die „Freundschaft“ mit afrikanischen Führern zu zementieren. Die waren gewählt worden in der demokratischen Ära, die nicht zufällig begann, als der Kalte Krieg endete und der Westen plötzlich entschied, er wolle nicht länger freundliche und ihm verpflichtete Diktatoren auf dem Kontinent. Er wollte jetzt freundliche und ihm verpflichtete gewählte Führer.

Issa diskutierte eifrig und stundenlang geopolitische Fragen und Weltgeschehen. Für mich klang er und sah aus wie ein durchaus rationaler und moderner junger Mann.

Dann begann er eines Tages von seinen Vorfahren und seinem „noblen“ Status zu sprechen. Er sagte, er sei nicht nur von nobler Geburt, ein *horon* auf Bamanankan; er sei ein *horon des horons*, ein ‚Nobler der Noblen‘. Dasselbe gelte für seine Frau Bintu, die ebenfalls einen akademischen Abschluss besaß. Er sagte, seine Tochter werde auch einen Noblen der Noblen heiraten müssen, und, falls sie sich entscheide, die Tradition zu missachten und einen Kaste-Angehörigen zu heiraten - etwa einen von der Klasse der Griots oder Schmiede oder Weber oder Schuster - dann nur „über seine Leiche.“

Ich denke, mein Gesicht verriet meinen ganzen Schock über das, was Issa da sagte. Als kanadische Babyboomerin wuchs ich in dem naiven Glauben auf, dass die soziale Klasse keine Rolle spiele für den Lebenserfolg eines Menschen. Genau so naiv glaubte ich, das Thema Klassenunterschiede sei aus und vorbei. Dass in der Oberschicht Geborene nicht mehr Aussicht auf Erfolg hätten als welche auf den mittleren Sprossen der sozialen Leiter, und dass man, wo auch immer auf der sozialen Leiter geboren, leichtfüßig an die Spitze klettern könne, ohne jeden Widerstand des Establishments. Vielleicht weil ich soziale Snobs lächerlich fand, machte ich den dummen Fehler zu glauben, dass soziale Überheblichkeit auf dem abgeschafften Geburtsrecht gründe und dass das daraus resultierende Geld nicht mit dem Lebensentwurf meines Landes zu vereinbaren sei.

Mir war völlig unbewusst, dass das Etikett Klasse und alles, was es für den Erfolg bedeutet, sehr lebendig war. Es wurde erkaufte und blühte immer glatter und glänzender in privaten Klubs und Schulen, in Bruderschaften und Schwesternschaften und in anderen elitären, nur mit Einladung zugänglichen Gruppierungen und auf exklusiven Golfplätzen in ganz Kanada. Ich dachte - fälschlicherweise -, dass in unseren modernen Zeiten mit universalem Zugang zu öffentlichen Bildungseinrichtungen, die sozialen Aufstieg erlaubten, „Klasse“ irrelevant wäre, ein ekelhaftes Relikt aus der starren Welt der europäischen Königshäuser und Titel.

Aufgrund der vielen Irrtümer in meiner eigenen Logik zu diesem Zeitpunkt und weil ich nicht wusste, dass Materialismus, Gier und *laissez-faire*-Wirtschaft Keile in die Gesellschaft treiben und soziale Schichten in der reichen Welt schaffen (37),

reagierte ich sofort und negativ auf Issas Erklärung, seine Tochter müsse auf jeden Fall einen Noblen heiraten; mein Gesicht wurde eisig und ich konnte sehen, dass er meinen Schock wahrnahm.

Er hatte eine schnelle Antwort bereit. „Warum schaust du so überrascht? Das gleiche existiert im Westen“, sagte er. „Die Briten haben immer noch ihre Königsfamilie und all ihre Adligen. Und so ist es hier auch. Es gibt soziale Klassen, Leute von Kaste sind da, um zu uns Noblen aufzuschauen, aber zum Ausgleich genießen sie mehr Freiheit und Schutz für ihr Verhalten. Von uns erwartet man, dass wir unserem Status als Noble gemäß leben, also wenig sprechen und immer Würde bewahren. Und wir sind verpflichtet, auf sie zu hören und sie zu schützen.“

„Also liegt der Unterschied zwischen Noblen und Leuten von Kaste im Verhalten?“ fragte ich langsam, bemüht, meinen Geist *offen* zu halten.

„Nein“, erwiderte er ohne Zögern. „Es liegt im Blut. An der Abstammung. Meine Genealogie ist nobel. Ich habe an der Universität studiert, aber das bedeutet nicht, dass ich traditionelle Werte zurückweisen dürfte. Meine Tochter wird auch zur Schule gehen, aber sie wird niemals einen Mann von Kaste heiraten. Geld beginnt unser soziales System und seine Ausgeglichenheit zu ruinieren. Der Westen zwingt uns seine Werte auf, und deshalb müssen wir kämpfen, um das zu behalten, was gut für uns ist.“

„Ja, aber würdest du dann auch das alte Sklavensystem verteidigen?“

„Nein“, sagte er. „Im Norden bei den Tuareg gibt es noch Sklaverei. Die Bella-Leute sind die Sklaven der Tuareg, aber nicht gekauft und verkauft, wie sie es waren in der Zeit des Sklavenhandels in Afrika. Sklaverei ist ein gefährliches Wort. Und hier, im Süden von Mali, wurden ehemalige Sklaven von ihren noblen Familien adoptiert; sie tragen ihren Namen. Es gibt von Sklaven abstammende Menschen, die den noblen Namen meiner Familie tragen; sie leben in Freiheit wie alle Malier.“

„Aber Issa, noch ist...“

„Im Westen spricht jeder von Freiheit“, unterbrach er mich. „Jeder tut was er will. Wir haben nicht so viel von dieser Art von Freiheit. Du heiratest die Person, von der deine Familie annimmt, sie wird dich glücklich machen, und sie wird deine Angehörigen glücklich machen. Das sind Verstandesheiraten. Sie sind haltbarer als Liebesheiraten. Schau dir die Scheidungen im Westen an. Scheidung war hier unmöglich, denn sie brachte Schande über die Familie. Wer sich trennte, tat das nicht öffentlich in der Stadt, sondern unter einem Baum im Busch. Dieser Baum würde dann sterben. Ich denke, wir sollten zu diesen Dingen zurückkehren. Die westliche Zivilisation hat die ganze Welt dominiert, aber sie ist nicht die beste Zivilisation. Es gibt afrikanische Zivilisation und asiatische Zivilisation, aber es ist die westliche Zivilisation, die uns so viele Katastrophen gebracht hat; die Weltkriege, die Afrikaner in Europa mitmachen und mitkämpfen mussten. Westliche Zivilisation ist Wissenschaft und Technologie. Kann uns so etwas glücklich machen? Das ist meine Frage. Wir wollen eine kulturelle Revolution in Mali, die unsere eigenen Werte zurückbringt, die wir aufgeben mussten für alle die importierten Werte. Das westliche soziale System hat unsere Gesellschaft völlig in Unordnung gebracht. Wir wurden wie Fledermäuse, weißt du? Fledermäuse sind

weder Vögel noch Säugetiere, sie sind irgendetwas dazwischen. Wir sind nicht länger wir selbst. Wir wurden keine Weißen, aber wir sind auch nicht länger Schwarze. Wir müssen dringend zu unseren Traditionen zurückfinden.“

Nach dieser Lektion fühlte ich mich missbilligt und tief verunsichert. Er hatte mich dazu gebracht, über meine Vorurteile nachzudenken, aber ich war nicht überzeugt; seine Argumente erinnerten mich zu stark an die religiös fundamentalistischer oder utopistischer Kreise, die sich auf eine bestimmte historische Tradition konzentrierten und sie aufbauschen zu einem heiligen Status, den sie niemals gehabt hatte oder verdiente. Er hatte mich auch nicht davon überzeugt, dass er die jungen Leute in Mali repräsentierte, die gerade anfangen einige der modernen Freiheiten zu genießen, mit denen ich aufgewachsen war und die ich schätzte, nicht zuletzt die Erlaubnis, den eigenen Lebenspartner frei zu wählen. Das Wort Freiheit - wie Zivilisation, Entwicklung, fortschrittlich und Armut - begann sich zu winden, zu verdrehen und zu verändern in der sengenden Hitze des Mai in Mali.

Zunächst ging ich in die Stadt, um mit ein paar Mädchen in einer ziemlich angesehenen High School des Landes zu sprechen, das heißt, die jungen Frauen, die an diesem *lycée* ihren Abschluss machen, sind zumindest fähig, in der offiziellen Landessprache, Französisch, korrekt zu lesen und zu schreiben. Es ist eine katholische Mädchenschule, vorwiegend besucht von malischen muslimischen Teenagern, bei denen die Tradition, wie ich vermutete, schon ein bisschen angeknackst war. Wie ich mir einbildete, waren sie gewiss gegen eine Tradition, die sie verpflichtete, innerhalb einer bestimmten sozialen Gruppe zu heiraten.

Falsch. Wieder einmal.

Von den zwanzig jungen Frauen, die ich wahllos überfiel, als sie außerhalb des *Lycée Notre-Dame* im alten, baumbestandenen *Quartier du Fleuve* der Hauptstadt Malis umherschlenderten, sagten nur drei, sie würden sich gegen die Tradition stellen und einen Mann von Kaste heiraten. Sogar diese drei sagten nicht, sie würden die Tradition brechen, weil sie die alten Tabus abscheulich oder ungerecht finden. Nein, sie würden ihre eigenen Partner aus einer beliebigen sozialen Kategorie einfach nur deshalb wählen, weil - wie die 16-jährige Alimata Togo sich ausdrückte - „die Zeiten sich ändern in Mali.“

„Früher haben Griots keine Noblen geheiratet“, sagte sie. „Aber jetzt tun sie es. Ich denke, das ist so okay, weil wir wählen können, wen wir heiraten wollen. Wenn sich ein Nobler früher in ein Griot-Mädchen verliebte, oder umgekehrt, konnten sie nicht heiraten, weil die Tradition es verbot. Jetzt, da Mischehen erlaubt sind, kann jeder jeden heiraten.“

Siebzehn der jungen Frauen, die mit mir sprachen, waren viel strikter in ihren Antworten; sie bestanden darauf, sie würden nur Männer von noblem Status heiraten, selbstverständlich für sie ausgesucht von ihren Eltern und Großeltern. Interessanterweise bestanden sie darauf, von nobler Geburt zu sein, vielleicht ein Hinweis darauf, welche Bevölkerungsschicht sich Bildung für ihre Töchter leisten oder auch nur wünschen konnte. Oder vielleicht ein Hinweis darauf, dass man einem Fremden gegenüber den noblen Status beanspruchte, wenn sich die Gelegenheit ergab?

Noch fassungslos über den Mangel an, nun ja, feministischer Leidenschaft bei den jungen Frauen, trottete ich wieder davon, um meine Mentorin in allen kulturellen Fragen aufzusuchen: die Soziologin Aminata Traoré, die mich so eifrig zu lehren versucht hatte, die Dinge mit dem Herzen und nicht mit meinen westlichen Augen wahrzunehmen. Ich wollte wissen, wie malische Intellektuelle - inklusive einiger Menschenrechtler - überkommene soziale Hierarchien in ihrer Gesellschaft richtig finden konnten, die für mich wie Rezepte für Diskriminierung aussahen.

„Du musst zu verstehen versuchen, dass sogenannte „Menschen von Kaste“ nicht sozial geringer sind als Noble“, sagte Traoré langsam und vorsichtig ihre Worte wägend, als wäre sie sich ängstlich der Fallen bewusst, die sich auftäten beim Versuch, die Komplexität ihrer eigenen Kultur einer Fremden zu erklären, die gleich über sie herfallen würde mit voreiligen Urteilen. Nach Jahrhunderte langem Verdammen anderer Kulturen und Religionen rund um die Welt, haben wir Westler einen Ruf erworben, der vielen Leute in Afrika Angst davor macht, uns verwickelte Geheimnisse ihrer eigenen Gesellschaften und Länder zu enthüllen.

„Leute von Kaste haben eine besondere Rolle aufgrund ihrer Kreativität“, fuhr sie fort. „Sie sind Meister des gesprochenen Wortes, ihrer Musik oder anderer ererbter Talente. Jede Familie hat ihren eigenen Griot, und dieser Griot hilft Konflikte zu lösen, gute Ehen anzubahnen, spricht mit dir, wenn du schlimme Dinge tust und erinnert dich an deine Werte. Das befähigt die Malier, trotz Armut und Schwierigkeiten miteinander in Frieden zu leben.“

Aminata Traoré - wie Issa - fühlte, dass der „Fortschritt“ selbst das Fundament dieses Systems komplementärer Rollen in der Gesellschaft untergrub. Sie bestand darauf, dass die verschiedenen Gruppen - Noble und Menschen von Kaste, wie Gewerbetreibende und Sänger, aus denen die Kaste besteht, und sogar frühere Sklaven - nicht von oben nach unten angeordnet sind, wie die sozialen Klassen in westlichen Gesellschaften, sondern horizontal, als unterschiedliche Glieder einer Reihe. Sie sind eher Mitgliedern einer Körperschaft zu vergleichen als sozialen Klassen.

Ein anderer, der mit mir darüber sprach, war Pierre Claver Hien, ein Geschichtspräsident an der Universität von Ouagadougou im benachbarten Burkina Faso. Er sagte mir, Mali habe es geschafft, seine eigene Kultur viel besser zu beschützen als sein Land, viel besser als die meisten anderen Länder in Afrika. Er meinte, Westler, die Malis alte soziale Unterteilung in Noble und Leute von Kaste kritisieren oder das Land rückständig nennen, seien scheinheilig.

„Malis soziale Klassen sind komplementär und gegenseitig abhängig, sie sorgen für einander“, sagte er. Sie schaffen Balance, Stabilität und geben jedem Menschen ein starkes Gefühl von Identität und eine starke soziale Verpflichtung, sich in einer Weise zu verhalten, die der ganzen Gesellschaft nützt. Es gibt wenig Kriminalität, Kämpfen ist tabu und das Land ist friedlich. Die Menschen sind in diese Klassen hineingeboren und darin glücklich. Sähest du es lieber, dass sie die westliche Klassenstruktur übernehmen, die jetzt Afrika zu beherrschen beginnt? In Amerika und Europa ist heute die Klasse einer Person davon abhängig, wie viel Geld sie hat. Geld gibt den Menschen die Macht, andere zu missbrauchen, die weniger haben, und deshalb unteren Klassen angehören. Ist das ein gerechteres

System? Der Westen ist nicht in der Position, Afrika über soziale Hierarchien zu belehren. Wahrhaftig nicht.

Ich hörte Vergleichbares von Abdoul Aziz Ly, einem Wissenschaftler aus Senegal, der in Mali lebt und arbeitet. Senegal hat mehrere derselben ethnischen Gruppen und Traditionen wie sein Nachbarland Mali, und Aziz Ly ist von nobler Geburt und gehört der Ethnie der Fula an. Er vertrat die Meinung, Außenstehende könnten niemals die Komplexität oder die Wichtigkeit des traditionellen sozialen Systems von Nobilität, Kaste oder ehemaligen Sklaven begreifen. Schon gar nicht, sagte er, verstehen sie, welche Probleme erwachsen, wenn diese althergebrachte Balance gekippt und ihre Struktur durch importierte Ideen und Werte zerstört wird. Aziz Ly war, wie all meine Tutoren, sehr geduldig und legte mir alles langsam und transparent dar.

Es sind nicht nur Leute aus Europa und Nordamerika, die nicht verstehen, sagte er. Es sind auch progressive Intellektuelle aus anderen Teilen Afrikas, die im Westen ausgebildet sind und übernommen haben, was sie „westliche Paradigmen“ nennen. Als Wissenschaftler an einem westafrikanischen Forschungsinstitut, das auf besondere Probleme von Ländern der Region spezialisiert ist, die schon jetzt unter dem Klimawandel und dem sich immer rascher nach Süden ausbreitenden Sand der Sahara leiden, arbeitete Aziz Ly mit Kollegen vieler unterschiedlicher afrikanischer Nationen zusammen. Nicht alle von ihnen waren mit den sozialen Strukturen vertraut, die große blühende Reiche seinem Land hinterlassen hatten.

„Eines Tages kam ein Politikwissenschaftler ersten Ranges in mein Büro“, erzählte er mir. „Er war aus Nigeria, und als er eintrat war gerade ein Onkel von mir da, und wir machten unsere üblichen Späße. Mein Onkel saß da und der nigerianische Professor fragte mich: ‚Wer ist der Bursche?‘ Und ich erwiderte: ‚O, das ist einer meiner Sklaven.‘ Er war schockiert. Er rief alle anderen aus den Büros zusammen: ‚Kommt alle her, Aziz hat jetzt Sklaven!‘“

Aziz Ly lachte und schüttelte den Kopf. „Also versammelten sich alle um uns, um das zu diskutieren. Sie waren empört über mich, und ich bat sie schließlich, meinen „Sklaven“ zu fragen, ob er befreit werden wolle. Der Nigerianer stellte die Frage und mein Onkel sagte, er wolle nicht befreit werden. Darauf fragten sie ihn, warum nicht. Und er erklärte, es sei doch recht einträglich für ihn, denn da ich sein Nobler sei, hätte ich auch die Pflicht, ihn zu versorgen. Natürlich ist das heute nicht mehr wirklich der Fall; es ist einfach unsere Tradition und es erinnert uns daran, dass wir zusammengehören. Darin liegt eine innere Logik, und solange du das nicht berücksichtigst, beruht deine Kritik auf einer Fehlinterpretation. Du solltest das nicht aus dem Kontext nehmen, denn sonst verwandelst du etwas sehr Positives in etwas sehr Negatives.“

Er fuhr fort und sagte, das Problem liege vielfach in der Semantik - es gäbe einfach keine Übersetzung auf Französisch oder Englisch für die von westafrikanischen Gruppen benutzten Wörter, wie Noble, Kaste, und sogenannte Sklaven. Das seien gefährlich belastete Wörter auf Englisch und Französisch, und sie dienten nur als armselige Übersetzung für Konzepte, die fremd sind für Menschen, die in diesen europäischen Sprachen aufgewachsen sind.

Trotz seiner Bedeutung für die Erhaltung des sozialen Friedens und den Zusammenhalt, der so vielen verarmten Menschen in Westafrika erlaubt, zu überleben und sich eines erfüllten Lebens zu freuen, bricht dieses althergebrachte System nun zusammen, nach Aziz Ly wirklich Hals über Kopf. Und welcher kulturelle Presslufthammer verursacht all den Schaden?

„Geld“, sagte er.

Kapitel 6

Das politische Getriebe schmieren

Handelsgesellschaften sind wie feudale Güter, die sich zu Nationalstaaten entwickelt haben; sie sind nichts weniger als die Vorhut einer neuen darwinistischen Organisation von Politik.

Robert Kaplan¹

Man fragt sich, ob der Westen in Afrika mehr will als die Aufrechterhaltung von Diktaturen, die gerade mächtig genug sind, um eine einigermaßen konstante Versorgung mit billigen landwirtschaftlichen und mineralischen Erzeugnissen zu garantieren, die man woanders nicht findet.

Andrew Buckoke²

Ein Witz aus Afrika geht so.

„Warum hat es in den Vereinigten Staaten von Amerika nie einen Staatsstreich gegeben?“

Antwort der angesprochenen Person: „Weil die USA ein demokratisches Land sind, mit einem bewährten und wahrhaftigen Wahlprocedere.“

„Falsch!“

Antwort der Angesprochenen (ich): „Weil die USA eine reife Demokratie sind, in der es nicht wie in einer Bananenrepublik zugeht?“

„Wieder falsch, haha.“

Antwort (langsam verzweifelnd): „Dann sag´ es mir, meine Güte noch ´mal!“

„In den USA hat es nie einen Staatsstreich gegeben, weil es dort keine US-Botschaft gibt!“

¹ Robert Kaplan: *Was democracy just a moment?*, Atlantic Monthly, Vol 280 (6): 55-80;
<http://www.theatlantic.com/issues/97dec/democ.htm>

² Andrew Buckoke: *Fishing in Africa: a guide to war and corruption*, London 1990, S. 221

Pause. Dann antwortet die frustrierte Angesprochene. „Aber das war früher, während des Kalten Krieges, als der Westen und der Osten zu fast allem bereit waren, um ihre Einflussphären in Afrika zu halten. Seitdem ist die Demokratie eingezogen, und die Menschen in Afrika wählen ihre eigenen Führungen. Die Dinge haben sich geändert.“

Pause. „ - hoffe ich.“

Einige Journalisten, Schriftsteller und Wissenschaftler vermitteln den Eindruck, dass das Missmanagement von Ressourcen und die Probleme auf dem afrikanischen Kontinent fast ausschließlich das Ergebnis schlechter afrikanischer Führung sind. Ihre Arbeiten implizieren eine Annahme, die unvermeidlich und günstigerweise zu genau der Schlussfolgerung führt, die einige im Westen hören wollen: Afrikaner sind unfähig, sich selber zu regieren.

Mit Sicherheit ist das die Theorie, die Martin Meredith in seinem dicken Wälzer, der 50 Jahre Unabhängigkeit in Afrika behandelt, aufstellt³. Mit den Leistungen von Tansanias ehemaligem Staatsoberhaupt, dem mittlerweile verstorbenen Julius Nyerere, der bescheiden und zurückhaltend war und liebevoll „der Lehrer“ genannt wurde, gibt Meredith sich nicht lange ab. Nyerere glaubte an das sozialistische Ideal und wurde bis zu seinem Tod 1999 als einer der größten Staatsmänner des letzten Jahrhunderts angesehen. Auch findet Meredith über den ersten Staatspräsidenten Ghanas Kwame Nkrumah nur negative und erniedrigende Dinge zu sagen; seine Vision und seinen Intellekt ignoriert er dabei völlig. Die strengste Kritik scheint er Staatspräsidenten zukommen zu lassen, die sich aus der westlichen Einflussphäre heraus- und von ihren ökonomischen Modellen wegbewegten.

Eine ähnliche These steht hinter dem Schreiben und der Arbeit des ghanaischen Wirtschaftswissenschaftlers George B. N. Ayittey⁴. Ayittey behauptet, dass die „externalistische Theorie“, die Imperialisten, Kolonialisten, Neo-Kolonialisten und der Weltbank die Schuld an Afrikas Problemen gibt, „kaputt“ ist. Ayittey ist auch Präsident der „Free Africa Foundation“⁵. Wenn man den Spuren folgt, sieht man, dass die „Free

³ Martin Meredith: *The fate of Africa: from the hopes of freedom to the heart of despair. A history of 50 years of independence*, New York 2005

⁴ George B. N. Ayittey: *Africa Unchained: the blueprint for Africa's future*, New York 2005

⁵ Siehe SourceWatch (Center for Media and Democracy): *The Free Africa Foundation*; <http://www.sourcewatch.org/index.php?title=The-Free-Africa-Foundation>. Neokonservative, unternehmensfreundliche und Scharfmacherideologie wird heute von Hunderten von „Think Tanks“, von denen viele miteinander verflochten sind, auf der ganzen Welt propagiert. Mittels der Mainstreammedien, die sich zumeist in Unternehmerhand befinden, und indem sie ihren gedungenen „Fellows“ einflussreiche Posten in der Regierung und in Ausschüssen, die die Regierung beeinflussen, verschaffen, oder indem sie ehemals mächtige Regierungsmitglieder als Fellows gewinnen, üben sie in Nordamerika und anderen Industrieländern einen

Africa Foundation“ enge Verbindungen zu Politik – Think Tanks wie den „Heritage and John M. Olin Foundations“ und dem CATO Institute in den USA hat - Einrichtungen, die so weit am rechten Rand liegen, dass es überrascht, dass sie noch nicht heruntergefallen sind - und von diesen auch finanziert wird. Für sein Buch erhielt Ayittey eine Zuwendung von der „Lynne and Harry Bradley Foundation“, die mit US-amerikanischem Militärvermögen gegründet wurde. So überrascht es kaum, dass sich ihm die westliche Einmischung in Afrikas Wirtschaft und Politik nicht als Quelle Afrikas gegenwärtiger wirtschaftlicher und politischer Nöte darstellt.

Während sich Robert Calderisi, ein ehemaliger Weltbankfunktionär mit viel Afrikaerfahrung, tief um Afrika zu sorgen scheint, fällt es mir enorm schwer, seine Analyse der Probleme und Realitäten auf dem afrikanischen Kontinent zu akzeptieren. Sie beginnt mit der Feststellung: „... Afrika schreibt seine Geschichte seit der Unabhängigkeit selber und ist seit dem

überproportional großen Einfluss auf das Zustandekommen staatlicher Grundsatzentscheidungen aus. Ihr Einfluss verbreitet sich über die ganze Welt durch Denkfabriken wie die „Free Africa Foundation“, die mit anderen amerikanischen Think Tanks des rechten Spektrums verbunden ist und von denselben rechtsorientierten Stiftungen und Unternehmenslobbies finanziert wird. Sharon Beder hat den Einfluss von Unternehmen auf die Politik und die öffentliche Meinung durch globales Spin-Doctoring ausführlich beschrieben [siehe Sharon Beder: *Global Spin: the corporate assault on environmentalism*, Vermont 2002; sowie dies.: *The corporate assault on democracy*, Australian Rationalist 52: 4 – 11]. Nach Beder gibt es „eine Drehtür zwischen diesen Think Tanks, Regierungen, Bürokratien und Politikern.“ Diese Think Tanks erklären häufig, dass sie, um ihre „Unabhängigkeit“ zu wahren, keine Regierungsgelder empfangen, als wären Regierungen, die das Volk vertreten, irgendwie befangen oder in dunkle Machenschaften verwickelt, die privaten Geldgeber hingegen irgendwie als „unabhängig“ anzusehen – Geldgeber, die regelmäßig bestimmte Wirtschaftslobbies repräsentieren, die ein persönliches Interesse daran haben, die Staatsgewalt zu beschränken und die unternehmerische Freiheit zu erhöhen, um ohne Vorschriften agieren zu können. Solche Think Tanks werden von Unternehmen und privaten Stiftungen finanziert, die mit Kapital ausgestattet sind, das in der Regel im Laufe des letzten Jahrhunderts in der Öl-, Waffen-, Tabak-, chemischen, agrochemischen und pharmazeutischen Industrie angesammelt wurde; dazu gehören die John M. Olin Foundation, die Scaife Foundations (Scaife Family, Sarah Mellon Scaife, Carthage), die Lynne and Harry Bradley Foundation, die The Earhart Foundation und andere. Das „Center for Media and Democracy“ (SourceWatch) bietet einen unschätzbaren Einblick in die Think Tanks und ihre Geldgeber. Vom für wissenschaftliche Publikationen geltenden Erfordernis von Peer-Reviews befreit, ist es unwahrscheinlich, dass die von „Fellows“ und „Wissenschaftlern“ des Gespinstes von miteinander verwobenen Think Tanks durchgeführten Studien objektiv sind, soll mit ihnen doch ein Produkt oder ein Standpunkt gefördert werden, das bzw. der günstig für die Interessen des Unternehmens ist, das ihre Arbeit finanziert. Die subjektiven Studien, die als Informationssendungen aufgemachten Werbevideos, die „Unterrichts“materialien und die Op Eds [AdÜ: *Kommentare von Kolumnisten, die oft bewusst von der Linie der Zeitungsredaktion abweichen*], die sie produzieren, führen oft zu einer Unmenge an unkritischer Medienwerbung, und indem sie die öffentliche Meinung prägen, bestimmen sie die Politik, um weitreichende Unternehmensinteressen und Wirtschaftslobbies zu bedienen – oft (wie ich meine) gegen das Wohl der Allgemeinheit.

Ende des Kalten Krieges im Wesentlichen frei von der Beherrschung durch ausländische Mächte.“⁶

Die Ausführungen dieser Autoren unterstellen, dass die Afrikaner sich seit Jahrzehnten selber regieren, dass sie ihre schlechten Führungen selber gewählt und es dann bei ihnen belassen haben. Dafür gibt es jedoch kaum Anhaltspunkte.

Außerhalb des afrikanischen Kontinents glauben viele Menschen ernsthaft, dass sich die europäischen Kolonialmächte wie Belgien, Großbritannien, Frankreich⁷, Portugal und Spanien, kaum dass sie ihren Kolonien die politische Unabhängigkeit zugestanden hatten, vollständig zurückzogen und die Führung afrikanischer Nationen afrikanischen Staatsführern überließen. Außerdem ist der Mythos weitverbreitet, dass wenn europäische Staaten oder Amerika politisch oder militärisch auf dem afrikanischen Kontinent eingreifen, sie dies aus reiner Wohltätigkeit tun, um die Afrikaner voreinander zu schützen.

Das ist jedoch kaum der Fall. Zunächst einmal wurden die Männer, die die ehemaligen Kolonien nach der Entlassung in die Unabhängigkeit anführen sollten, von den Kolonialmächten sorgfältig ausgewählt. Später beseitigten außenstehende Mächte national gesinnte afrikanische Staatsführer wie Patrice Lumumba im Kongo, Amilcar Cabral in der Republik Kap Verde und Thomas Sankara in Burkina Faso, oder halfen heimlich dabei – sei es allein, sei es in verdeckter Zusammenarbeit miteinander oder mit anderen afrikanischen Staatsführern.

Martin Meredith erwähnt die beiden letzteren nicht. Was Patrice Lumumbas Sturz und schließlich Ermordung anbelangt, eine der offeneren kriminellen Handlungen der CIA und der belgischen Staatsgewalt, wiederholt Meredith lediglich die von der CIA und Belgien abgegebenen Beschreibungen des Premierministers als „tollwütiger Hund“, um den Staatsstreich als „Maßnahme für die Volksgesundheit“ zu rechtfertigen. Seine Beschreibung von Staatspräsident Mobutu Sese Seko als „der große Plünderer“ stellt einen machtbesessenen despotischen Kleptomane dar, der sein Land fast im Alleingang zerstörte. Mobutu war

⁶ Robert Calderisi: *The trouble with Africa: why foreign aid isn't working*, New York 2006

⁷ Pascal Krop, der es zu seinem Beruf gemacht hat, die französische Afrikapolitik und Frankreichs Geheimoperationen zu untersuchen, stellt fest, dass der französische Staatspräsident Charles de Gaulle, bevor er seine afrikanischen Kolonien in die „Unabhängigkeit“ entließ, sicherstellte, dass die neuen Staatsführer seine „zuverlässigen Freunde“ sein würden – Léopold Sédar Senghor im Senegal, Félix Houphouët-Boigny in der Elfenbeinküste, Philibert Tsiranana in Madagaskar, Léon M'Ba und dann Omar Bongo in Gabun, Ahmadou Ahidjo in Kamerun. Ein politisches oder wirtschaftliches Eindringen in diese französischen Neokolonien seitens der Sowjets, Chinas oder der Amerikaner würde de Gaulle nicht dulden. Mit diesen Ländern wurden militärische Geheimabkommen vorbereitet, und dieser Prozess wurde von De Gaulle persönlich überwacht, der jeden Abend mit seinem Sekretär für Afrikanische und Madegassische Angelegenheiten Jaques Foccart zusammenkam. Foccart säte Angst in Afrika, wo er als De Gaulles *eminence grise* bekannt war, als die „graue Eminenz“ also. Dazu Pascal Krop a.a.O.

von den USA und Belgien jedoch ausgesucht worden, um Lumumba zu ersetzen. Und westliche Regierungen hätschelten, unterstützten, finanzierten und priesen ihn bei jedem Schritt auf seinem zerstörerischen Weg. 1982 sagte Vizepräsident George Bush während eines Besuchs in Kinshasa zu Mobutu, dass er Achtung vor seinem „Sinn für Gerechtigkeit und Vernunft“ habe. „Ich bin gekommen, Herr Präsident, um Ihren persönlichen Mut und Ihre Führungsstärke zu bewundern.“⁸

Meine Erfahrungen in Afrika scheinen sich von denen der Schriftsteller, die ausschließlich afrikanischen Staatsführern die Schuld an den Problemen des afrikanischen Kontinents geben, stark zu unterscheiden.

Man braucht sich nur das Schicksal Thomas Sankaras anzusehen, um eine Lektion zu verstehen, die in Afrika viele schon vor langer Zeit gelernt haben: Afrikanische Staatsführer, die auf Kosten der Interessen des Westens an ihrem Kontinent berechtigterweise für die Belange ihres eigenen Volks eintraten, sind selten lange an der Macht - bzw. am Leben - geblieben. Das Gleiche gilt für Entwicklungsländer auf der ganzen Welt. Denken wir an das Schicksal zweier Präsidenten in Südamerika: Manuel Zelaya, der in Honduras versuchte, populäre Reformen durchzuführen – höhere Mindestlöhne und Gerechtigkeit im Bergbausektor – und 2009 im Zuge eines Militärputschs, den zu verurteilen Kanada zum Beispiel ablehnte, abgesetzt wurde, und Jean-Bertrand Aristide, der versuchte, ähnliche Reformen in Haiti durchzuführen, und entmachtet, praktisch gekidnappt und 2004 bei einem von Frankreich, den USA und Kanada orchestrierten Putsch nach Afrika gebracht wurde.⁹

Als der Kalte Krieg zu Ende ging, dachten viele Leute in Afrika eine Zeit lang, dass die Großmächte zusammenpacken, nach Hause gehen und aufhören würden, Risiko, Schach und andere strategische Kriegsspiele auf dem afrikanischen Kontinent zu spielen. Dann würden sich Freiheit und Demokratie durchsetzen und Wohlstand für alle bringen, nicht nur für einige Auserwählte. Diktatoren würden ersetzt werden durch Staatschefs, die den Afrikanerinnen und Afrikanern mehr Rechenschaft ablegen würden, weil sie vom Volk an der Wahlurne selber ausgewählt sein würden.

Meine erste persönliche Erfahrung mit dieser demokratischen Morgendämmerung hatte ich in Ghana am 2. November 1992. In Tamale, einer Stadt in der nördlichen Region Ghanas, war es heiß und sonnig, und so war auch die Stimmung im Land. Zum ersten Mal seit über einem Jahrzehnt gingen die Ghanaerinnen und Ghanaer zur Wahl. Als Oberhaupt des Provisional National Defence Council (PNDC) hatte seit

⁸ Caplan, a.a.O., Seite 73

⁹ Peter Hallward: *Damming the Flood: Haiti, Aristide and the politics of containment*, New York 2008

1981 ohne Unterbrechung Präsident Jerry John Rawlings regiert. Einige Leute hatten sich bereits laut gefragt, ob das P in der Abkürzung eigentlich für „permanent“ stand.

Naiv, wie es rückblickend scheint, war ich eine der vielen im Land – und in ganz Afrika – die ernsthaft glaubten, dass die Metamorphose von der Diktatur zur Demokratie über Nacht eintreten würde – einfach durch das Abhalten von Wahlen.

Die Berliner Mauer war gefallen. Die Westmächte brauchten die Diktatoren, die im Kalten Krieg ihre Verbündeten gewesen waren, nicht mehr zu hätscheln. Den Ostblock gab es nicht mehr. Die, die sich um die Scherben der Sowjetunion kümmerten, hatten besseres zu tun, als sich Freunde in Afrika zu kaufen oder dortige Rebellenbewegungen vorsätzlich mit Waffen auszurüsten – wenn sie auch gerne überschüssige Kalaschnikows, Landminen und anderes Waffenmaterial aus der Zeit des Kalten Krieges an alle ausgaben, die dafür bezahlen konnten.

Die westlichen Demokratien hatten nun keine kommunistische Bedrohung mehr, mit der sie ihre Unterstützung für unterdrückerische und antidemokratische Regime rational erklären konnten. Westliche Nationen und internationale Institutionen begannen, von vielen der Männer, denen sie entweder zur Macht verholfen oder denen sie geholfen hatten, sich an der Macht zu halten, abzurücken. Oder sie fingen an, auf diese Regime Druck auszuüben, Wahlen abzuhalten und ihre Herrschaft zu legitimieren. Auf einmal, zu Beginn der 90er Jahre, entdeckten die westlichen Demokratien die Dringlichkeit guter Regierungsführung und der Verbreitung des Mehrparteien-systems und der Demokratie auf dem afrikanischen Kontinent.

An hehren Worten über den neuen Wind, der in Afrika nun wehte, herrschte kein Mangel. Die Exzesse der Vergangenheit in so vielen afrikanischen Ländern – die Beschränkung der Medien, die schwerbewaffneten Sicherheitskräfte, die Undurchsichtigkeit von Regierungsgeschäften und Staatsfinanzen, die den Launen eines Präsidenten und seinem Gefolge unterworfenen Justizapparate, der ungezähmte Größenwahn von Despoten – das würde alles verschwinden. Und all das war nur eine Wahl entfernt. So sah es jedenfalls aus. Bevor klar wurde, wie kompliziert Wahlen sein können, und wie leicht man bei ihnen tricksen kann.

Seitdem haben die Wählerinnen und Wähler in vielen Ländern des afrikanischen Kontinents korrupte und unbeliebte Präsidenten mit Hilfe gefälschter Wahlen zurück an die Macht kommen sehen, und langsam werden sie dessen überdrüssig. Sowohl 1997 als auch 2002 gab es bei den in Mali abgehaltenen Wahlen erhebliche Unregelmäßigkeiten, und die Bevölkerung wusste das sehr wohl. Aber in beiden Fällen wurde der Sieger von der internationalen Gemeinschaft beglückwünscht, und die

Menschen nahmen diese Entscheidung hin – der Frieden war ihnen wichtiger als ihr Stimmrecht.¹⁰

Die Wahlmanipulierer spielen jedoch mit dem Feuer. Nach den Präsidentschaftswahlen 2007 in Kenia berichteten große Teile der Presse, dass nach den ersten übereinstimmenden Ergebnissen der Oppositionsführer Raila Odinga klar in Führung lag und seine Partei dabei war, mehr als doppelt so viele Sitze wie die Regierungspartei zu erringen. Ohne Vorankündigung oder die Angabe von Gründen wurde das Auszählen der Stimmen gestoppt, und als es wiederaufgenommen wurde, zeigte es den amtierenden Mwai Kibaki plötzlich in Führung. Innerhalb von Stunden erklärte die Wahlkommission Kibaki zum Wahlsieger, und er wurde für eine zweite Amtszeit als Präsident vereidigt. Es folgte ein Ausbruch von Gewalt, mehr als tausend Menschen wurden getötet, Wohnungen wurden zerstört, und Menschen verschwanden.¹¹

Beginnenden internationalen Bemühungen um Friedensverhandlungen und um eine Lösungsfindung nach dieser eindeutig betrügerischen Auszählung erteilte Kibaki eine Abfuhr; er machte weiter und stellte sein Kabinett auf. Er verbot der Opposition Versammlungen und gestattete der Polizei, auf Demonstranten zu schießen und sie zu töten, und Unruhen somit brutal zu unterdrücken. Politiker beider Seiten stachelten die Menschen zu im Land so noch nie

¹⁰ 1997 erklärte Malis Verfassungsgerichtshof die erste Runde der Präsidentschaftswahlen mangels zuverlässiger Wählerlisten für nichtig. Ohne diese Listen zu korrigieren, fuhr Amtsinhaber Alpha Oumar Konaré mit der Durchführung der Wahlen fort und setzte einen neuen Wahltermin fest, der von den Oppositionsparteien boykottiert wurde. Konaré konnte einen Scheinkandidaten – einen Politclown – überreden, gegen ihn anzutreten, damit es so aussah, als sei in der Wahl auch eine Opposition vertreten. Selbstverständlich gewann er die Wahl und wurde dann als Musterdemokrat gefeiert. Bei den Wahlen 2002 war dann die Stimmauszählung Gegenstand großer Skepsis. Als der Mann, der die Schlüssel zur Computerzentrale, in der die Auszählung stattfand, einen seltsamen nächtlichen Autounfall hatte, wurde sie für eine ganze Nacht ausgesetzt. Unerklärlicherweise erklärte Malis Verfassungsgerichtshof später ein Viertel der abgegebenen Stimmen für ungültig, und zwar zufälligerweise in den Regionen, in denen der Hauptkontrahent Ibrahim Boubakar Keita die meiste Unterstützung hatte. Diese Wahl brachte Amadou Toumani Touré an die Macht. Touré war zweifellos beliebt in Mali. Er hatte dort den Staatsstreich angeführt, der 1991 zum Sturz des Diktators Moussa Traoré führte, und den Weg für eine Ära demokratischer Reformen eingeleitet, bevor er ein Jahr später zurücktrat. Beobachter in Mali bemerkten allerdings auch, dass er der klare Favorit der USA und der europäischen Großmächte war. [AdÜ: Am 21. März 2012 wurde Touré einen Monat vor dem regulären Ende seiner Amtszeit durch einen Militärputsch gestürzt.]

¹¹ siehe Noel Mwakugu: *Outrage at police tactics*, BBC News, 18. Jan. 2008; <http://news.bbc.co.uk/2/hi/africa/7194832.stm>;

Karen Allen: *Tough task for Kenyan diplomacy*, BBC News, 9. Jan. 2008; <http://news.bbc.co.uk/2/hi/africa/7179475.stm>;

dieselbe: *US dismisses Kenyan propaganda*, BBC news, 22. Jan. 2008; <http://news.bbc.co.uk/2/hi/africa/7201954.stm>;

dieselbe: *Kenya's dubious election*, BBC News, 8. Jan. 2008; <http://news.bbc.co.uk/2/hi/africa/7175694.stm>.

dagewesener ethnisch motivierter Gewalt an. Es bedurfte gemeinsamer Anstrengungen mit dem ehemaligen UN-Generalsekretär Kofi Annan, um zwischen den beiden Lagern eine Machtteilung auszuhandeln, die es Kibaki erlaubte, Präsident zu bleiben, während der Oppositionsführer Raila Odinga sein Premierminister wurde.

Die Schuld an dem Wahlbetrug und der Korruption, die nach diesen Wahlen um sich griff, tragen letztlich Amtsinhaber Kibaki und sein engster Kreis, von der Opposition „Mount Kenia Mafia“ getauft.¹² Es kann jedoch die Frage gestellt werden, ob er und seine mächtigen Unterstützer auch dann so verwerflich gehandelt und durch das Manipulieren von Wahlergebnissen Krieg im Land und sogar Völkermord riskiert hätten, wenn Kibaki vorher nicht herausgefunden hätte, dass er mächtige Freunde im Ausland besaß. Fast unmittelbar, nachdem er sich zum Wahlsieger erklärt und für eine zweite Amtszeit als Präsident hatte vereidigen lassen, empfing er Glückwünsche vom amerikanischen Botschafter und vom US-Außenministerium. Das eng mit der republikanischen Partei verbundene „US International Republican Institute“, das die Durchführung der Wahl organisiert hatte und um ihre Makel wusste, lehnte es bis lange, nachdem es zu den Gewaltausbrüchen gekommen und zu spät war, ab, dieses Wissen öffentlich zu machen.¹³

Während seiner ersten Amtszeit hatte sich Präsident Kibaki extrem kooperativ dabei gezeigt, den USA die Auslieferung als Al Kaida-Mitglieder Verdächtiger aus Kenia zu erlauben – wobei es sich bei den Überstellungen um diese interessanten Übungen in Sachen Doppelmoral handelte, die es der CIA erlaubte, sich überall auf dem Erdball Personen herauszugreifen, die es terroristischer Neigungen verdächtigte, und sie in falsch deklarierten Privatjets an „Black Sites“ zu fliegen, wo sie ohne Rücksicht auf Verluste und unbehelligt von lästiger öffentlicher Überwachung verhört werden konnten. Außerdem hatte Präsident Kibaki mit den USA zusammengearbeitet, als sie in seinem Land eine starke strategische militärische Präsenz aufgebaut hatten. Dies hatte den USA dabei geholfen, über Äthiopien (der äthiopische Präsident war ebenfalls ein zuverlässiger Verbündeter der US-Regierung) einen Stellvertreterkrieg in Somalia zu organisieren.

Eines Tages änderte der amerikanische Botschafter seine Meinung über Kibaki und räumte öffentlich ein, was europäische und andere Beobachter an „ernsthaften Unregelmäßigkeiten“ bei der Stimmauszählung nach den Wahlen bereits bemerkt hatten. Zu diesem Zeitpunkt hatte Kibaki aber bereits Pflöcke eingeschlagen, Menschen waren gestorben, und latente ethnische Spannungen waren als

¹² Mehr über die Korruption der politischen Elite und Präsident Kibakis in Kenia bei Michaela Wrong: *It's our turn to eat – the story of a Kenyan whistleblower*, London 2009

¹³ Mike McIntire, Jeffery Gettleman: *A chaotic Kenya vote and a secret U.S. exit poll*, The New York Times, 31. Jan. 2009; <http://www.nytimes.com/2009/01/31/world/africa/31kenya.html>

entsetzliche ethnisch motivierte Übergriffe an die Oberfläche gelangt, nachdem die Politiker gefährliche Karte der Ethnizität jahrelang benutzt hatten, um in Mehrparteienwahlen Unterstützung zu gewinnen.

All dies lag aber noch in ferner Zukunft.

Kehren wir zurück nach Ghana ins Jahr 1992, wo der ehemalige Revolutionär Jerry Rawlings dem Druck des Westens, sich in einen Demokraten zu verwandeln – dem er zunächst widerstanden hatte – schließlich nachgab. Er kündigte die Einführung eines Mehrparteiensystems an, legalisierte politische Parteien, berief eine unabhängige Wahlkommission ein und setzte den Wahltermin fest. Am Vorabend der Wahl flogen internationale Wahlbeobachter ein, insbesondere die Beobachtergruppe des Commonwealth.¹⁴ Einer von ihnen war ein Zypriot, der weniger mit den Wahlen, die zu beobachten er da war, beschäftigt zu sein schien als vielmehr mit den „verdammten Türken“, die, wie er am Vorabend des Wahltags mir gegenüber schimpfte, „kein Recht“ hatten, auf seiner geliebten zyprischen Insel zu sein. Ein anderer war ein Australier, der sich während der Dreharbeiten zu „Crocodyle Dundee“ hierher verirrt zu haben schien, und dessen Hauptziel in Ghana darin zu bestehen schien, kaltes Bier aufzutreiben. Die Commonwealth – Beobachter in Ghanas Norden wurden von einem Tansanier in einem fein gearbeiteten Anzug geleitet, der kein Blatt vor den Mund nahm, was den Mangel an Komfort im Norden des Landes anbelangte. Er sagte, dass er für einen zweiten Wahlgang, der erforderlich sein würde, falls Rawlings im ersten nicht die erforderliche Mehrheit erhalte, nicht zurückkommen würde.

Vielleicht ging es dem Leiter der Commonwealth-Beobachtergruppe in der Hauptstadt Accra ähnlich, ängstlich bemüht, die ganze Sache unter Dach und Fach zu bringen, damit er nach Hause könnte und nicht zurückkommen müsste. Das würde erklären helfen, warum er, als der Wahltag gerade einmal zur Hälfte vorbei war, live im BBC World Service sprach, um die verblüffende Erklärung abzugeben, dass Ghanas Wahlen frei und fair verlaufen waren. Ich war sprachlos, genau wie viele Ghanaer und Ghanaerinnen. Ich hatte den Morgen damit verbracht, durch Tamale und Dörfer in der Region zu fahren, und so die Wahl und eine Reihe von Problemen miterlebt. Es gab minderjährige Wähler, die zum Wählen anstanden und mir sagten, dass sie für Rawlings stimmen würden, dubiose Wählerlisten, Vorfälle, bei denen an einigen Stimmabgabeorten Anhänger der Opposition mit Gewalt eingeschüchtert wurden, und vollgestopfte Wahlurnen, die mit Hilfe von kanadischen und deutschen Autos der Entwicklungshilfe befördert und aufgestellt wurden. Diese

¹⁴ Kanada lehnte es ab, dieser Beobachtergruppe beizutreten. Ein einziger kanadischer Beobachter, entsandt vom Außenminister, um einen vertraulichen Bericht für „interne Zwecke“ abzuliefern, sagte mir, dass das Team des Commonwealth als unglaubwürdig betrachtet wurde.

Betrugsbeispiele machten das absolute Monopol noch schlimmer, das Rawlings im Wahlkampf beim Zugang zu öffentliche Geldern hatte sowie zum staatlichen Fernsehen und zu Militärmaschinen, die ihn quer durch das Land beförderten, um für sich und seine Partei Wahlwerbung zu machen.

Ich schickte einen Bericht über die Unregelmäßigkeiten, die ich gesehen hatte, an die BBC. Als ich später nach draußen ging, um die Stimmabgabe weiter zu beobachten, kam der tansanische Commonwealth-Beobachter um die Ecke – er war auf dem Weg auf ein Bier in einem privaten Klub. Er fragte mich, was für einen Unsinn über Unregelmäßigkeiten ich berichtet hätte. Ich begann, die lange Liste zu wiederholen.

Er wedelte mit den Armen herum und sagte: „Unregelmäßigkeiten? Das sind doch keine Unregelmäßigkeiten. Was erwarten Sie denn? Das ist Afrika.“

Später würde ich sehen, dass er nicht ganz unrecht hatte. Die Unregelmäßigkeiten vom Tage waren belanglos im Vergleich zu den offen vorgenommenen Manipulationen in den Stunden und Tagen, die auf die Wahl folgten, nachdem die Beobachter zu Bett gegangen waren oder ihre Flugzeuge bestiegen und das Land verlassen hatten. Während der ganzen Nacht nach der Wahl stand ich in Tamale auf dem als „Police Park“ bekannten Central Square und machte mir Notizen, als Männer Leitern bestiegen, um die Wahlergebnisse auszuradiieren, die auf die riesige Kreidetafel geschrieben waren, die als Anzeigetafel für die Wahl in der Nordregion diente, und sie durch für Rawlings Partei günstigere Zahlen ersetzten. Am nächsten Tag befragte ich den Leiter der Unabhängigen Wahlkommission in der Nordregion zu den mitternächtlichen Änderungen auf der riesigen Tafel. Er sagte mir, dass Fehler unterlaufen und diese berichtigt worden seien.

Rawlings gewann im ersten Wahlgang. Da die Wahlbeobachter die Wahl bereits Stunden, bevor der eigentliche Wahlvorgang vorüber war, für „frei und fair“ erklärt hatten, wurden anderslautende Beschwerden der Opposition von den westlichen Diplomatenzirkeln ignoriert. Dies fand in Nordghana schnell Eingang in den dortigen anschaulichen Straßenjargon. Auf dem Markt und an den Zapfsäulen wurden steigende Preise als „frei und fair“ bezeichnet, und gelegentlich wurde dies abgekürzt mit „Ach, das ist nur F und F“ zum Schlusswort in jeglicher Unterhaltung über die stets größer werdenden Schwierigkeiten, denen sich die Leute im Alltag gegenüber sahen.

Wenn die nächsten Wahlen anstünden, würde sich die westliche Welt vielleicht einen anderen Favoriten ausgesucht haben, dessen Wahl für frei und fair erklärt werden würde. Dabei könnte es sich um eine durchaus akzeptable Person handeln, um einen guten Politiker bzw. eine gute Politikerin und sogar um einen guten Staatsführer bzw. eine gute Staatsführerin für das Volk. Aber könnte eine gute Staatsführung eines

afrikanischen Landes nationale und ausländische Interessen gleichzeitig im Blick haben? Und würden westliche Geldgeber ruhig sitzenbleiben und es einem Staatsführer, der ihre Interessen bedrohte, erlauben, an der Macht zu bleiben, selbst wenn er oder sie die Wahlen gewonnen hätte?

1991, als in Algerien die ersten Mehrparteienwahlen seit 1963 abgehalten wurden, taten sie es nicht. In dieser Wahl nach dem Ende des Kalten Krieges errang die Islamische Heilsfront (FIS) auf Anhieb 188 Sitze, obwohl – oder vielleicht auch weil – während des Wahlkampfs gegen diese Partei vorgegangen worden war und zwei ihrer Anführer festgenommen und inhaftiert worden waren. Nach den Ergebnissen im ersten Wahlgang war anzunehmen gewesen, dass die FIS im zweiten Wahlgang mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit die absolute Mehrheit erringen würde. Zu diesem kam es jedoch nie. Das Militär übernahm die Macht, und 1992 trat der zivile Präsident, wahrscheinlich unter dem Druck des Militärs, zurück. Der dann folgende Konflikt wurde als schmutziger Krieg bekannt, in dem ausgegrenzte Islamisten brutalen Sicherheitskräften gegenüberstanden, denen das Verschwinden von 6.000 Menschen angelastet wird.¹⁵ Über 150.000 Menschen starben in den sieben Jahren nach der militärischen Machtübernahme. Europäische Länder wie Frankreich und Deutschland haben die abgebrochenen Wahlen und den Militärputsch im Dezember 1991 nicht nur nicht verurteilt sondern versorgten Algeriens Militärregime während des gesamten schmutzigen Krieges großzügig mit militärischer und finanzieller Unterstützung. Es gibt viele Berichte algerischer Insider – sowohl des Justizapparats als auch des Militärs – die behaupten, dass viele der Grausamkeiten, die während des schmutzigen Krieges an Zivilpersonen verübt und vom Militär islamistischen Extremisten zugeschrieben wurden, in Wahrheit vom Militär verübt wurden in dem Versuch, die Bevölkerung gegen die Islamisten aufzuwiegeln.¹⁶

1992 wurde Professor Pascal Lissouba in der Republik Kongo (mit der Hauptstadt Brazzaville, nicht zu verwechseln mit der großen Demokratischen Republik Kongo mit der Hauptstadt Kinshasa) der erste demokratisch gewählte Präsident des Landes, nach 13 Jahren unter der harten Herrschaft des marxistischen – was er dann nicht mehr war – Präsidenten Denis Sassou-Nguesso. Während seiner kurzen Amtszeit forderte Präsident Pascal Lissouba zusammen mit seinem Premierminister das inoffizielle Monopol des riesigen französischen Mineralölunternehmens Elf (jetzt Total) heraus, das 75% der

¹⁵ Djamel Benramdane: *Algeria: a long and dirty war. Looking back at the extent of the nightmare* in Le Monde Diplomatique, März 2004; <http://mondediplo.com/2004/03/08algeriawar>

¹⁶ siehe z. B. Habib Souadia: *The Dirty War: the testimony of a former officer of the special forces of the Algerian army, 1992-2000*, Paris 2001

Erdölproduktion im Land kontrollierte. Lissouba hatte Verhandlungen mit US-amerikanischen Ölgesellschaften aufgenommen, so auch – laut Bernard Kolelas – mit Mobil (heute ExxonMobil). Und dies war es, wie Kolela mir sagte, als ich ihn 2001 traf, während er sich im Exil in einem Hotel in Malis Hauptstadt Bamako aufhielt, was zum Scheitern der frischgebackenen Demokratie der Republik Kongo führte.

Global Witness beschreibt Elfs Operationen in der Republik Kongo wie folgt: „Elf behandelte die Republik Kongo wie eine Kolonie; man kaufte sich die Führungsschicht und half ihr, die künftigen Öleinnahmen des Landes als Pfand gegen teure Darlehen zu einzutauschen. Das Unternehmen finanzierte sogar beide Seiten des Bürgerkriegs, was es auch in Angola tat.“¹⁷ Einige ehemalige Elf-Mitarbeiter landeten wegen ihres „Missbrauchs“ von Firmengeldern im Gefängnis, aber das änderte nichts an der politischen Situation oder Korruption und an der Einflussnahme in der Republik Kongo.¹⁸

Bevor 1997 die nächsten Wahlen abgehalten werden konnten, stellte der ehemalige (nicht gewählte) Staatschef der Republik Kongo, Denis Sassou-Nguesso, seine eigene private Armee zusammen. Lissouba beging den fatalen Fehler, offizielle Sicherheitskräfte zu entsenden, um Sassou-Nguessos Haus zu umstellen, und es entzündete sich ein brutaler Konflikt. Sassou-Nguessos Streitkräfte, die offen von Angola und verdeckt von Frankreich (und Elf) unterstützt wurden, nahmen die Hauptstadt Brazzaville ein bzw. das, was von dieser einst so herrlichen und dank des Ölreichtums wohlhabenden Stadt in den Tropen noch übrig war. Lissouba und Kolelas ergriffen die Flucht, und Denis Sassou-Nguesso erklärte sich zum Präsidenten. Um sich dann einen Anstrich offizieller demokratischer Zustimmung zu verleihen, organisierte er 2002 Wahlen und gewann sie mit 90% der Stimmen. Bernard Kolelas und Pascal Lissouba durften nicht kandidieren; beide waren in Abwesenheit zum Tode verurteilt worden und blieben im Exil.

Offiziell zuckte Frankreich, was die undemokratischen Zustände in der Republik Kongo anbelangte, mit keiner Wimper. Im Dezember 1997 wurde der damalige französische Premierminister Lionel Jospin auf einer Pressekonferenz zu verdeckter französischer Unterstützung für Sassou-

¹⁷ Global Witness ist eine Watchdog-Gruppe mit Sitz in London, die sich auf Menschenrechte und Bodenschätze fokussiert. Global Witness: *Time for Transparency – revenue transparency: a priority for good governance and energy security*, S. 1; 25. März 2004; <http://globalwitness.org/media-library-detail.php/115/en/time-for-transparency>.

Siehe auch Global Witness: *The Riddle of the Sphynx: where has Congo's oil money gone?*; <http://globalwitness.org/media-library-detail.php/145/en/the-riddle-of-the-sphynx-where-has-congos-oil-mone>

¹⁸ Das volle Ausmaß, in dem Elf die Demokratie beschädigt hat – nicht nur in Afrika sondern auch in Frankreich selber - wird, genau wie die couragierte Untersuchung des immensen Ölskandals in rechtlicher und finanzieller Hinsicht durch Ermittlerin Eva Joly, detailliert in dem Buch *Poisoned Wells – the dirty politics of African oil* von Nicholas Shaxson, New York 2007, behandelt.

Nguesso vor und während des Krieges, der zum Sturz eines demokratisch gewählten Staatschefs führte, befragt. Jospin erwiderte, dass Frankreich so etwas nicht mehr tue. „Das ist Vergangenheit“, sagte er zu Journalisten in Bamako. Pascal Lissouba und Bernard Kolelas beschuldigten Frankreich jedoch offen, ihren Rivalen unterstützt zu haben, und nicht wenige kamen nicht umhin, zu registrieren, wie herzlich die Begrüßung von Frankreichs Staatspräsident Jacques Chirac für Staatspräsident Sassou-Nguesso nach seinem Wahlsieg 2002 ausfiel.¹⁹

Im Oktober 2004 hielt Kamerun seine dritten „demokratischen“ Präsidentschaftswahlen seit 1992 ab. Staatspräsident Paul Biya war zum dritten Mal im Rennen, obwohl er das Land auf seine eigene Art und Weise – manchmal von einem Golfclub in Frankreich aus – seit 1982 regierte. Das war das Jahr, in dem sein Vorgänger und Kameruns erster Präsident, der verstorbene Ahmadou Ahidjo, die Macht an seinen sorgsam ausgewählten Premierminister Paul Biya übergab und sich auf einem Schloss in Frankreich in Rente begab. Ahidjo war von französischen Ärzten gesagt worden, dass er an einer schlimmen Herzkrankheit leide, und dass er kürzertreten und sich in Frankreich niederlassen müsse, wo er die notwendige medizinische Behandlung erhalten könne. Kamerunischem „Allgemeinwissen“ zufolge erfuhr er direkt, nachdem er sich in Frankreich niedergelassen hatte, dass er keineswegs schwerwiegende gesundheitliche Probleme hatte sondern von den französischen Medizinern getäuscht worden war (die mutmaßlich in den Diensten der französischen Obrigkeit standen).²⁰ Da war es jedoch zu spät.

Paul Biya hatte es sich inzwischen im Präsidentensessel und im 70 Millionen - US Dollar - Präsidentenpalast in der Hauptstadt Yaoundé, den sein Vorgänger erbaut hatte, bequem gemacht. Entworfen von einem

¹⁹ Virginia Gidley-Kitchin: *Africa: US and France vie for influence*, BBC News, 24. Dez. 1997; <http://news.bbc.co.uk/2/hi/world/analysis/42341.stm>

²⁰ „Allgemeinwissen“ ist in Ländern wie Kamerun oft das einzige, worauf man sich berufen kann, und bezieht sich auf Informationen, die einem vom Taxifahrer über den Journalisten bis zum Wissenschaftler in der Regel jeder gibt. Die Analyse verdeckter Operationen, um einen afrikanischen Präsidenten aus dem Amt zu manipulieren, muss sich auf solches „Allgemeinwissen“ beschränken, das oft auf zuverlässigen Insiderinformationen beruht, die solche Personen sammeln, die über enge Verbindungen zu den inneren Zirkeln der Macht verfügen. Jegliche ernsthafte oder glaubhafte Untersuchung, um die Wahrheit in einem Land, in dem niemals echte Demokratie geherrscht hat, ans Licht zu bringen, ist unrealistisch, und dies ist eines der größten Hindernisse für journalistische oder sogar wissenschaftliche Darstellungen der jüngeren Geschichte vieler Teile Afrikas. (Eine vor kurzem in Sierra Leone getätigte Umfrage zeigt, dass sich ein Drittel der Bevölkerung auf Gerüchte als Hauptinformationsquelle verlässt.) Ahidjo lebte noch ein paar Jahre, nachdem man ihm 1982 gesagt hatte, dass sein Leben in Gefahr sei. Er starb 1989 im französischen Exil. Nach dem bewaffneten Aufstand und Putschversuch von 1984 war er als Verräter gebrandmarkt worden und wurde in Abwesenheit zum Tode verurteilt. Er wurde nicht in Kamerun sondern im Senegal beerdigt.

schwedischen Architekten, hatte der Palast künstliche Wasserfälle und einen Zoo, einen unterirdischen Bunker und Fluchttunnel zu bieten. Selbst mit einem bewaffneten Aufstand, der 1984 im Auftrag Ahidjos von der ihm immer noch treu ergebenen Präsidentengarde organisiert wurde, gelang es nicht, Präsident Biya seines Amtes zu entheben. Er schlug seine Zelte für ein paar Tage im Palastbunker auf, während das Militär die Stadt bombardierte und aus dem Norden stammende Menschen, die verdächtigt wurden, den Aufruhr zu unterstützen, zusammentrieb.

Mit Taschenspielertricks hatte die französische Regierung Ahidjo elegant aus dem Weg geräumt. Er hatte einen nationalistischen Zug an sich und Kameruns Öleinnahmen auf einem Konto, das er verwaltete, zur Seite gelegt und gesagt, dass dies für die Zukunft aller Kameruner sein solle. Paul Biya zeigte keine der nationalistischen Neigungen seines Vorgängers.

Es war ein gegenseitig befriedigendes Abkommen zwischen dem Herrn und seinem privilegierten Diener. Paul Biya konnte in der Öl- und Holzgewinnung tätigen französischen Konzernen eine Blankovollmacht erteilen für Geschäfte, die Jean-Christophe Mitterand vermittelte, der Sohn des Präsidenten Frankreichs in den 80er Jahren, dem einige französische Journalisten den Spitznamen „Papamadi“ („Papahatgesagt“)²¹ gaben. Im Gegenzug konnten Präsident Biya (und sein engerer Kreis) von all den Sonderzulagen profitieren, die das Leben als gewählter Staatschef eines afrikanischen Landes voller Bodenschätze, die der Herr begehrt, so mit sich bringt – Unsummen auf ausländischen Bankkonten, Paläste und Luxus in Hülle und Fülle, ein Leben im in der Tat sehr großen Stil, zu dem es auch gehörte, zu Golfkursen ins Ausland zu jetten.

Paul Biya schritt auf seinem Weg munter voran; er missachtete die Menschenrechte, sperrte Journalisten ein und verfuhr mit den Bodenschätzen seines Landes, wie ihm beliebt. Afrikanische Journalisten sprachen von ihm oft als Frankreichs „Pudel“.

²¹ Jean-Christophe Mitterand wurde in Afrika als „Papamadi“ bekannt, weil sein Vater, der französische Staatspräsident, ihm die Leitung einer undurchsichtigen „cellule africaine“ übertrug, die auf dem afrikanischen Kontinent alle möglichen höchst dubiosen Aktivitäten durchführte – das Filmen von afrikanischen Oppositionspolitikern für „freundliche“ afrikanische Präsidenten und Geheimdienste, das Verhandeln von Waffen- und anderen Geschäften, darunter mit Öl, Holz und Diamanten, und das Austeilen enormer Summen von Geld an afrikanische Staatschefs, das sie benötigten, um – für die Franzosen – die Kontrolle über ihre Länder zu behalten, indem sie Demonstrationen und Bewegungen entweder verdeckt oder aber auch offen mit französischen Truppen brutal niederschlugen. Zu denen, die solche Zuwendungen aus den Händen Jean-Christophe Mitterands erhielten, zählen Gnassingbé Eyadéma in Togo, Juvénal Habyarimana in Ruanda, der die zunehmende Macht der Hutu repräsentierte, lange bevor er bei einem mysteriösen Flugzeugabsturz ums Leben kam, der 1994 den Völkermord auslöste – Habyarimana wurde von den Franzosen unterstützt, weil er sich dem anglophonen Einfluss ugandischer und ruandischer Tutsi-Regimekritiker widersetzte, Houphouët-Boigny in der Elfenbeinküste, Denis Sassou-Nguesso in der Republik Kongo, Hissan Habré im Tschad, Paul Biya in Kamerun und Mathieu Kérékou im Benin. [Krop a.a.O]

Zwei Wahlen später war Biya noch immer an der Macht, und auf der Liste der korruptesten Länder der Welt, die die internationale Watchdog-Gruppe Transparency International erstellt, rangierte sein Land nach wie vor ganz oben. Beide Wahlen waren mit gravierenden Mängeln behaftet, wie es in der Terminologie der internationalen Wahlbeobachter hieß, bzw. schlichtweg betrügerisch abgelaufen für jeden anderen, der Augen im Kopf hatte. Das tat Paul Biyas Beliebtheit in Paris jedoch keinen Abbruch. Dann kamen einige gute Gründe für Washington auf, sich für Kameruns Stabilität unter Präsident Biya zu interessieren.

Hatte Paul Biya sich auf einmal gebessert, neue Seiten aufgelegt und sich in einen wunderbar engagierten Staatsführer verwandelt, der sich um das Wohlergehen seines Volkes sorgte und dem Diebstahl von öffentlichen Geldern und Einnahmen aus dem Ölgeschäft ein Ende bereitete?

Nein, nicht wirklich.

Vielmehr war er der Schutzengel für das zu der Zeit größte ausländische Investitionsprojekt auf dem afrikanischen Kontinent – eine Ölpipeline, die ExxonMobil und einige andere riesige Konzerne der Mineralölbranche genau durch Kameruns wertvolle Regenwälder gelegt hatten. Und so kam es, dass Washington ein Interesse daran hatte, dass Paul Biya, der für die Pipeline eintrat, in Kamerun sicher an der Macht blieb, um diese für amerikanische Ölkonzerne getätigte Investition zu verteidigen.

Im Oktober 2003 begannen ExxonMobil, Chevron und PETROBAS Erdöl aus Feldern im Tschad, Kameruns nördlichem Nachbarn, zu pumpen – ein weiteres bitterarmes und schlecht regiertes Land. Aus dem Tschad fließt das Öl durch Kamerun Richtung Süden, in einer 1.070 Kilometer langen Pipeline, deren Bau 3,7 Milliarden US-Dollar gekostet hat.

In den späten 90er Jahren des letzten Jahrhunderts hatte es eine ganze Menge Widerstand gegen den Bau der Pipeline gegeben, die genau durch den zweitgrößten der Welt noch verbliebenen Regenwald führen würde, letzter Rückzugsort sowohl für das gefährdete Volk der Baka (die im allgemeinen despektierlich als Pygmäen bezeichnet werden) als auch für einen überaus großen Reichtum an Pflanzen und Tieren, von denen einige noch nicht einmal dokumentiert oder benannt sind.

Ein Bündnis nichtstaatlicher Organisationen stellte sich dem Vorhaben entschieden entgegen und formulierte ernste Bedenken im Hinblick auf die Auswirkungen der Pipeline in sozialer und kultureller Hinsicht und auf die Umwelt.

Als der südafrikanische Erzbischof und Nobelpreisträger Desmond Tutu den Abbruch des Pipelineprojekts forderte, bevor es in Gang gesetzt wurde, sagte er: „Afrika kann sich die Verwüstung der Umwelt durch ein solches Projekt nicht leisten. Wir müssen nicht zerstören sondern aufbauen helfen.“ Er fuhr fort: „Das Tschad/ Kamerun-Projekt ist nicht die

Hilfe, um die wir gebeten haben oder die wir brauchten. Aufgrund mangelnder Rechtsstaatlichkeit und mangelnder Respektierung der Menschenrechte und der Umwelt werden durch die Finanzierung großdimensionierter Entwicklungsprojekte die Umwelt zerstört und wir.“²²

Das „Wall Street Journal“ zitierte 1997 angesichts der Besorgnisse über umweltschädliche Auswirkungen der Pipeline den damaligen Vorstandsvorsitzenden von ExxonMobil mit den Worten, dass Entwicklungsländer Umweltauflagen vermeiden sollten, da sie sonst Gefahr liefen, Auslandsinvestitionen zu verlieren. Im Juli 1998 schrieben 86 nichtstaatliche Organisationen aus 28 Ländern dem Weltbankpräsidenten James Wolfensohn einen Brief, in dem sie ausführlich über die Menschenrechtsverletzungen im südlichen Tschad berichteten. Außerdem kritisierten sie ExxonMobils Beurteilung der Auswirkungen auf die Umwelt als inadäquat, und den Umweltplan, den der Konzern für das Vorhaben bei der Weltbank eingereicht hatte, als unzulänglich.²³

Trotz solcher Bemühungen und der Appelle Desmond Tutus wurde das Pipelineprojekt mit voller Kraft vorangetrieben, lediglich ein paar kosmetischen Änderungen wurden vorgenommen, um die Kritiker zu beruhigen. Die vielen Protestbriefe an den Präsidenten der Weltbank waren vergeblich.

Sie gab der Pipeline nicht nur ihren Segen sondern mochte das Projekt so sehr, dass sie dem kleinen bedürftigen Unternehmen ExxonMobil 200 Millionen Dollar anbot, um den Bau zu finanzieren.²⁴

In 19 dicken Bänden rühmt die Weltbank die Vorzüge der Pipeline und des Ausbaus der Ölbranche, den sie dem Tschad und Kamerun und ganz Afrika bringen kann. Andersdenkende Kameruner und Gruppen, die sich für soziale Gerechtigkeit engagieren, verfügen nicht über genug Mittel und Arbeitskräfte, um einem so beeindruckenden und teuren literarischen Werk der Weltbank etwas entgegenzusetzen.

Bei seiner unerschütterlichen Verteidigung des Pipelineprojekts bezeichnete Robert Calderisi – der damalige Weltbank-Sprecher für Afrika – die Idee, Kleinbauern für Obstbäume, die gefällt wurden, um den Weg für die Pipeline freizumachen, zu entschädigen, als „ziemlich originell“, da

²² Paul Brown: *Chad oil pipeline under attack for harming the poor*, The Guardian, 27. Sept. 2002; <http://guardian.co.uk/environment/2002/sep/27/internationalnews>

²³ offener Brief an den Weltbankpräsidenten James D. Wolfensohn von 86 nichtstaatlichen Organisationen aus 28 Ländern, betreffend das Tschad/ Kamerun - Öl- und Pipelineprojekt, vom 9. Juli 1998; <http://www.africa.upenn.edu/Urgent-Action/apic-8198.html>

²⁴ Im Januar 2008 gab ExxonMobil, der weltgrößte Mineralölkonzern, seinen Jahresgewinn mit 40,6 Milliarden US-Dollar an; damit brach der Konzern nicht nur seinen eigenen Rekord sondern erzielte auch den höchsten Unternehmensgewinn, den es überhaupt jemals gegeben hat. Siehe Jad Mouawad: *ExxonMobil profit sets record again*, The New York Times, 1. Febr. 2008; http://nytimes.com/2008/02/01/business/01cnd-exxon.html?_r=1&em&ex=1202101200&en=575e77c5fd8688b0&ei=5087%0A&oref=slogin

die meisten Bauern, wie er sagte, Subsistenzwirtschaft betrieben und „ihre Früchte selber konsumierten“. ²⁵ Diese Begründung verblüfft mich; ich hätte gedacht, dass die Bauernfamilien gerade weil sie auf die Obstbäume für ihre eigene Ernährung angewiesen waren und die Bäume noch während ihrer ganzen langen Lebensspanne zu nutzen gedachten, für diesen gewaltigen Verlust anständig entschädigt werden sollten.

Dass es in Afrika so viel Zynismus über die wahren Interessen ausländischer Investoren auf dem Kontinent gibt, ist, verfolgt man den Kurs, den multinationale Mineralölkonzerne in erdölreichen afrikanischen Ländern eingeschlagen haben, kaum überraschend. Diejenigen, die ihre Ölfelder viele Jahre lang mächtigen Ölfirmen überlassen haben – Nigeria, Kongo (Brazzaville), Angola, Tschad, Kamerun, Gabun und der Sudan, um nur einige zu nennen – sind bitterarm geblieben, und man kann bestimmt nicht behaupten, dass sie sich wegen ihres Erdöls entwickelt hätten. Die einzige Entwicklung, die die Einkünfte aus der Rohölförderung hervorgebracht hat, ist das Entstehen einer winzigen extrem reichen Elite, die mit den ausländischen Politikern und Investoren Hand in Hand arbeitet, außerdem eine Zunahme der Korruption und ein rapider Verfall afrikanischer gesellschaftlicher Werte, sowie in einigen Fällen Konflikte in der Bevölkerung.

Der Schriftsteller und Journalist Nicholas Shaxson formuliert es so: „Für die Leute, die bemerkten, dass die Bürger dieser ölreichen Regionen ärmer und aufgebracht zu werden schienen, bestand die Antwort darin, ein paar Brosamen zu schicken, damit die Menschen dort über die Runden kämen, bis das mit dem Erdöl eingenommene Geld ihre Wirtschaften ankurbeln würde.“²⁶ Das Problem ist, dass diese Einnahmen im allgemeinen Korruption, Ungerechtigkeit und Unruhen ankurbeln.

Die Weltbank und andere Befürworter der Pipeline kümmerte es wenig, als die fast 20 Millionen US Dollar, die dem Präsidenten des Tschad, Idriss Déby, gegeben worden waren, um Bildung zu fördern und Armut zu bekämpfen, stattdessen in Waffen für seine Armee und seine Sicherheitskräfte verwandelt wurden.

Der für den Tschad zuständige Landesdirektor der Weltbank Ali Mahmoud Khadr sagte 2004 in einem Interview: „Die Prämisse, die diesem Projekt und dem mit ihm verbundenen Programm zur Verwaltung der Einnahmen aus der Erdölförderung zugrundelag, war nicht, dass die Weltbankgruppe oder andere Geldgeber herkommen und die Einnahmen nehmen und für die Tschaderinnen und Tschader verwalten würden. Die

²⁵ Calderisi a.a.O. S. 184

²⁶ Shaxson a.a.O. S. 3

Prämisse war immer, dass wir nicht für sie fischen gehen sondern ihnen zeigen würden, wie man fischt.“²⁷

Im vorliegenden Fall ging es nicht um Fisch sondern um die Kontrolle über das Erdöl des Tschad sowie um die Tatsache, dass eigentlich seine acht Millionen Einwohner, die zu den ärmsten der Welt gehören, von den Petrodollars profitieren sollten. Die Weltbank sollte dies mit einem Plan sicherstellen, demzufolge 10 Prozent des auf den Tschad entfallenden Einnahmeanteils (das waren etwas mehr als 12 Prozent, während der Rest auf das ExxonMobil Konsortium entfiel), treuhänderisch verwaltet und 80 Prozent für soziale, Gesundheits- und Bildungsprogramme verwendet werden sollten.

Im Dezember 2005 verabschiedete die tschadische Regierung Gesetze, denen zufolge sie auf mehr Einnahmen aus der Erdölförderung zugreifen konnte, und begründete dies damit, dass das Geld umgehend gebraucht werde, um ihre Staatsbediensteten zu bezahlen und um die Kosten zu decken, die durch 240.000 Flüchtlinge aus der benachbarten Zentralafrikanischen Republik und - wegen der Darfurkrise - dem Sudan entstanden. Die Weltbank reagierte umgehend. Am 6. Januar setzte sie sowohl die Vergabe jeglicher neuer Darlehen an den Tschad aus als auch die Überweisung von 124 Millionen US Dollar, die für das Land bereits vorgesehen gewesen waren. Dann sagte der Weltbankpräsident Paul Wolfowitz, dass man im Dialog bleiben müsse. Ein Stopp der Ölproduktion, was vielleicht die effektivste Art gewesen wäre, sicherzustellen, dass die Regierung des Tschad das Abkommen einhielt, wurde nicht in Betracht gezogen.

Ein Jahr, nachdem das Öl zu fließen begonnen hatte, verfügte der Tschad – ein Land von der Größe Frankreichs – noch immer über nicht mehr als 650 Kilometer geteeter Straßen. Nur ein Prozent der Bevölkerung hatte Zugang zu Strom. Die übrigen 99 % hatten kein elektrisches Licht, lebten von etwa 70 US Cents am Tag und hatten eine Lebenserwartung von 45 Jahren. Und diese Bevölkerungsstatistik wurde nicht etwa besser.

„Einen Steinwurf von dem kleinen Dorf [Kome] entfernt“, berichtet IRIN, „erzeugt der US-amerikanische Ölgigant ExxonMobil für die Versorgung seiner 40 km² großen Enklave siebenmal so viel Elektrizität wie der staatlich geführte Versorgungsbetrieb STEE mit importiertem Diesel im Rest dieses armen Binnenstaates produziert.“²⁸

²⁷ Weltbank: *Today's Challenges on the Chad-Cameroon Pipeline: An interview with Ali Mahmoud Khadr, World Bank Country Director for Chad*, 27. Sept. 2004; <http://web.worldbank.org/WBSITE/EXTERNAL/NEWS/0,,contentMDK:20261758~pagePK:64257043~piPK:437376~theSitePK:4607,00.html>

²⁸ IRIN news: *Kome, Chad: Trying to make oil wealth work for the people. United Nations humanitarian news and information service (IRIN)*, 8. Okt. 2004; <http://web.irinnews.org/report.asp?ReportID=43576&SelectRegion=West-Africa&SelectCountry=CHAD>;

Mittlerweile transportierte die Pipeline 225.000 Barrel Rohöl pro Tag vom Dodabecken im Tschad zum kamerunischen Hafen Kribi am Golf von Guinea. Von dort wurde es über den Atlantik nach Nordamerika verschifft. All dies afrikanische Erdöl half dabei, Klimaanlagen, SUVs, Geländewagen und welches andere Spielzeug oder Gerät auch immer am Laufen zu halten.

Im August 2006 verwies Präsident Déby sowohl Chevron als auch PETROBAS mit der Begründung außer Landes, sie hätten sich geweigert, ihre Steuern zu zahlen, und ExxonMobil blieb als einziges Konsortium im Land zurück. Die BBC zitierte einige Beobachter mit der Vermutung, dass mit dieser Maßnahme, da sie nur drei Wochen, nachdem der Tschad wieder diplomatische Beziehungen zu Peking aufgenommen hatte, ergriffen wurde, chinesischen Ölgesellschaften das Terrain habe bereitet werden sollen.²⁹

Anfang 2008 gelang es Präsident Déby, was durchaus bemerkenswert ist, einen Angriff von Rebellen aus dem Süden abzuwehren, die aus der unruhigen Grenzregion mit Darfur kamen und die Hauptstadt überfielen. Tschads Präsident Déby beschuldigte den benachbarten Sudan, die Rebellen zu unterstützen, und auf China wurde internationaler Druck ausgeübt, damit es aufhören würde, die sudanesischen Regierung zu unterstützen und zu bewaffnen. Dann verschwanden zwei politische Gegenspieler Débys. Der französische Präsident Nicolas Sarkozy flog ein und versprach, eine Untersuchung über ihr Verschwinden zu fordern. Seine bloße Anwesenheit bestätigte jedoch stillschweigend die französische Unterstützung für den tschadischen Präsidenten; bei Staatsoberhäuptern, die westliche Staatsführer als Ausgestoßene ansehen oder die sie abzusetzen trachten, machen sie schlichtweg keine Staatsbesuche. Stellen Sie sich zum Beispiel irgendeinen westlichen Regierungschef vor, der zu Präsident Mugabe geflogen wäre, um ihn zu besuchen, unmittelbar nachdem er 2008 in Simbabwe seine Wiederwahl organisiert hatte. Und doch rangierte Idriss Débys Regime, was Demokratie, freie Wahlen und Menschenrechte angeht, mit dem Robert Mugabes auf etwa demselben Niveau.³⁰

siehe auch IRIN news: *Chad: Government and World Bank struggle to save face in oil row*. United Nations humanitarian news and information service (IRIN), 6. Febr. 2006; <http://www.irinnews.org/report.asp?ReportID=51565&SelectRegion=West-Africa&SelectCountry=CHAD>;

sowie IRIN news: *Doba, Chad: oil boom raises expectations, but fails to meet them*. United Nations humanitarian news and information service (IRIN), 20. Okt. 2003; <http://www.irinnews.org/report.asp?ReportID=37324>

²⁹ BBC news: *Chad orders foreign oil firms out*, 27. Aug. 2006; <http://new.co.uk/2/hi/africa/5289580.htm>

³⁰ Freedom House: *Map of freedom in the world*, Map of freedom 2008; <http://www.freedomhouse.org/template.cfm?page=363&year=2008>

Der Tschad und der Sudan – zwei afrikanische Länder mit ausländischen Freunden, zwei Länder reich an Erdöl, und zwei Länder voller Armut und Unruhe.

Es bestehen Anhaltspunkte dafür, dass ein Land ein umso niedrigeres Wirtschaftswachstum hat, je stärker es vom Export seiner Bodenschätze abhängt.³¹ Viele Länder, die reich an Bodenschätzen, die seit vielen Jahren für den Export ausgebeutet werden, sind, haben noch immer nur wenige Mittel für die Erfüllung menschlicher Grundbedürfnisse zur Verfügung. Diesen Ländern fehlt es am wirklich notwendigen – an Nahrung und Ernährungssicherheit, angemessenen Wasservorräten und Schutz vor den Naturgewalten.

Das führt zu der entscheidenden Frage: Wer profitiert von Afrikas natürlichem Reichtum? Zweifellos haben viele afrikanische Präsidenten durch den Großhandel mit den Bodenschätzen ihrer Länder enorme Vermögen angehäuft, und einen großer Teil davon haben sie außerhalb ihrer Länder verschwinden lassen. Dies gilt aber nur für einen Bruchteil der Einkünfte, die in Afrika mit den Bodenschätzen generiert wurden.

Sicher ist nur, dass die breite Bevölkerungsmehrheit im subsaharischen Afrika von der Ausbeutung ihrer Bodenschätze nicht im Geringsten profitiert hat. Die tiefe Armut nimmt auf dem Kontinent ständig und in jeder Hinsicht – in sozialer wie in materieller – zu. Und das trotz der kleinen einstelligen BIP-Wachstumsraten, mit denen die Weltbank von Zeit zu Zeit aufwartet, um zu zeigen, dass es in einem bestimmten Land oder in einer bestimmten Region in Afrika wirtschaftlichen Fortschritt gibt, Zahlen, die nicht enthüllen, wie dieses wachsende Vermögen verteilt ist.

Subsahara-Afrika ist der einzige Teil der Welt, in dem die extreme Armut zwischen 1981 und 2001 sowohl in absoluten Zahlen als auch prozentual zugenommen hat³².

³¹ Jeffrey D. Sachs und Andrew M. Warner: *Natural resource abundance and economic growth*, Harvard University Development Discussion Paper No. 517a, 1995; <http://www.earthinstitute.columbia.edu/about/director/pubs/517.pdf>

³² Nach der Definition von Jeffrey Sachs liegt absolute Armut dann vor, wenn ein Haushalt nicht in der Lage ist, seine Grundbedürfnisse zum Überleben zu decken – sie sind „chronisch hungrig, haben keinen Zugang zu Gesundheitsversorgung, es mangelt ihnen an sauberem Trinkwasser und sanitärer Grundversorgung, sie können sich für einige ihrer Kinder oder auch für alle keine Schulbildung leisten, und selbst an einer einfachen Unterkunft ... und grundlegenden Kleidungsstücken wie Schuhen kann es ihnen fehlen.“ Er stellt fest, dass die extrem Armen nach Schätzung der Weltbank den Gegenwert eines US-Dollars pro Tag zur Verfügung haben und die „moderate poor“ den von ein bis zwei Dollar pro Tag. Sachs ist der Ansicht, dass endemische Krankheiten wie Malaria und heutzutage auch HIV/ Aids die Hauptursachen für Afrikas andauernde und extreme Armut sind, und dass diejenigen, die meinen, dass Afrikas Armut afrikanischer Regierungsführung oder westlicher Gewalt und Einmischung zuzuschreiben sei, auf dem Holzweg sind. Dieser Schlussfolgerung scheint er allerdings selbst zu widersprechen mit der Aussage „Tatsächlich hat fast jede Krise in Afrika – Sudan, Somalia und eine ganze Reihe anderer – eine lange Vorgeschichte westlicher Einmischung unter ihren vielen Ursachen.“ Außerdem

Die Namen der Staaten und die Namen der wertvollen Ressourcen, die dort gefunden werden, sind austauschbar. Die entscheidende Frage jedoch bleibt dieselbe: Wie kann (Name des afrikanischen Landes einfügen) jährlich X (Barrel, Karat, Tonnen, Lastwagenladungen, Schiffsladungen) von Y (Öl, Gold, Platin, Diamanten und andere Edelsteine, tropische Hölzer, Basismetalle, strategisch wichtige Minerale) erzeugen und dabei immer noch so arm bleiben oder sogar noch ärmer werden?

Wie war es zum Beispiel möglich, dass Mali nicht weniger als 60 Tonnen Gold pro Jahr fördern konnte (und mehr Baumwolle als jedes andere afrikanische Land südlich der Sahara), und sich dennoch am unteren Ende des Human Development Index der Vereinten Nationen wiederfand, wo es gewöhnlich zu den fünf am wenigsten entwickelten Ländern der Erde gehört?

Und wie konnte es sein, dass Nigeria, Angola, Kamerun, Gabun und die Republik Kongo-Brazzaville und in jüngerer Zeit auch Mauretanien, der Tschad und Äquatorialguinea so bedeutende Erdöllieferanten sein konnten und dabei immer noch unter so vernichtender finanzieller Not litten, mit düsteren Statistiken zu Grundschulbildung und Gesundheitsversorgung, Lebenserwartung, Müttersterblichkeit und anderen Indikatoren für menschliche Entwicklung?

Sierra Leone arbeitet nach einem Bürgerkriegsjahrzehnt hart daran, die Wunden dieses von 1991 bis 2002 dauernden Konflikts zu heilen. Auf dem vom Entwicklungsprogramm der Vereinten Nationen jährlich erstellten Index für menschliche Entwicklung landete es auf der Liste der am wenigsten entwickelten Länder auf dem allerletzten Platz. Und doch kamen Diamanten im Wert von Milliarden von US Dollar aus seinem Boden. Andere Länder in Afrika mit bedeutender Diamantenproduktion – Angola, die Demokratische Republik Kongo (das ehemalige Zaire) und die Zentralafrikanische Republik – sind auch nicht gerade leuchtende Vorbilder für Wohlstand und Frieden.

Kamerun, Gabun, Liberia, die demokratische Republik Kongo und die Republik Kongo haben ungeheure Mengen Tropenholz exportiert; alle sind sie noch immer arm und verschuldet.

Die Kameruner, deren Realeinkommen im letzten Jahrzehnt um mehr als die Hälfte abgesackt sind, mussten gleichzeitig die tägliche Zerstörung ihrer artenreichen Regenwälder mit ansehen und den stetigen Abfluss an Holz, verladen auf Lastern, die es für den Export in ferne Länder an die Küste bringen.

erkennt er in seinem Buch die verheerenden Auswirkungen der Haushaltspolitik des IWF und der Weltbank während der 1980er und 1990er Jahre an, sowie, dass Afrika nach dem Ende des Kolonialismus zur Schachfigur im Kalten Krieg wurde, und dass die CIA bei der Ermordung oder dem Sturz national gesinnter Staatsführer geholfen hat. Dazu Jeffrey D. Sachs: *The End of Poverty – economic possibilities for our time*, New York 2005, S. 190.

Das Muster ist verstörend – nur die Bezeichnungen der Bodenschätze, der Name des afrikanischen Landes und der seines Oberhauptes ändern sich. Dies wirft die Fragen, auf die es ankommt, auf, warum nämlich seit der Unabhängigkeit so wenige afrikanische Staatsführer für die Rechte der Menschen in ihrem Land eingetreten sind - und warum die jeweilige Bevölkerung das hinnimmt.

Aus dem Englischen übertragen von Martina Mielke

Auszug aus Joan Baxters Buch „Dust from our Eyes – An unblinkered look at Africa“, 2. Aufl., Hamilton 2010, erschienen im Verlag Wolsak and Wynn Publishers Ltd., der - ebenso wie die Autorin - einer Veröffentlichung der vorstehenden Übersetzung auf der Webseite des Internetprojekts WLOE www.wloe.org zugestimmt hat; die Urheberrechte an der Übersetzung liegen bei der Übersetzerin.

Teil III Kapitel 15, Seite 319 bis 335

Übersetzung Renate Mantel:

"Beim Übersetzen habe ich viel gelernt über die Situation afrikanischer Flüchtlinge auf ihrem Weg nach Europa. Besonders interessiert hat mich auch, was über afrikanische, besonders malische, Musik und Literatur berichtet wird. Es tut gut, einmal so gar nicht bei sich selbst zu Hause zu sein."

Renate Mantel

Es gibt viel zu besingen

Einmal fragte ich eine europäische Kollegin, die in Kenia lebte und arbeitete und oft sehr einsam und unglücklich schien, ob ihre Eltern sie schon einmal besucht hätten. Sie schüttelte den Kopf. "Nein", sagte sie, "sie sind sehr kultivierte Leute, und hier gibt es keine Kultur". "Keine Kultur?", sagte ich, "wenn Afrika an etwas keinen Mangel hat, dann an Kultur". "Keine richtige Kultur", sagte sie, "Oper, Sinfonie, Theater - Kultur eben".

Für einige Leute auf der Welt bleibt Afrika ein vages Gebilde auf ihrer mentalen Landkarte, das manchmal von Weitem wahrgenommen wird als ein einziges Land mit einer einzigen Sprache. Eine Freundin aus Mali, die Sängerin Oumou Soumaré, die in Moncton, New Brunswick, wohnte, war irritiert, als eines Tages eine frankophone Kanadierin ihr Erstaunen darüber äußerte, dass sie Französisch sprach, eine Sprache, von der die Frau aus Brunswick meinte, dass sie nur in Kanada gesprochen würde. Oumou spricht mehrere malische Sprachen und ist auch noch ausgebildete Lehrerin für Französisch, die offizielle Sprache ihres Landes.

"Sprechen Sie Afrikanisch?" ist keine ungewöhnliche Frage an afrikanische Studierende, die Schulen und Universitäten in Nordamerika besuchen. 2010 stellten einige Afrikaner, die in Europa lebten und diese immer gleiche Frage satt hatten, eine Erwiderung bei Facebook ein: "Sprechen Sie Afrikanisch? Gut, sprechen Sie Europäisch? - IDIOT".

Andere erzählen mir, dass sie gefragt werden, wie sie von Afrika nach Kanada reisen konnten und dass sie sich beherrschen müssen, nicht zu sagen, dass sie geschwommen oder mit dem Fahrrad über den Ozean gefahren seien. Manchmal werden sie auch gefragt, ob sie in Afrika in Häusern wohnen und unterdrücken sarkastische Antworten, die ihnen auf der Zunge liegen, wie "Nein, wir leben auf den Bäumen." Ein kenianisches Mädchen, das uns in Kanada besuchte, wurde gefragt, wie in aller Welt sie denn bloß Englisch gelernt habe, was tatsächlich die offizielle Sprache in ihrem Land ist und eine von vier, die sie perfekt sprach.

Es muss Afrikaner, die die reiche Welt besuchen oder in ihr leben, manchmal in Erstaunen versetzen, was Westler meinen, Afrika beibringen zu müssen, wenn doch so viele so wenig über einen ganzen Kontinent zu wissen scheinen. Was für einen Außenstehende wie Chaos aussieht - in den Straßen, auf den Märkten, in den Dörfern, in den typischen Nachbarschaften der Städte, an Taxi- und Buschtaxi-Ständen - ist ganz und gar kein Chaos. Es ist höchst geordnet und

strukturiert; wer in dieser Umgebung lebt und arbeitet, weiß wer wer und was was ist, und er versteht das komplexe unsichtbare System, das alles zusammenhält.

Jedes Mal, wenn ich wieder von einer neuen sozialen Regel, Gruppe oder Tradition hörte und begann, dazu Fragen zu stellen, wurde ich noch verwirrter. Kanada rühmt sich, eine multikulturelle Erfolgsgeschichte zu sein. Aber viele afrikanische Nationen sollten das auch tun, denn sie umfassen hunderte von verschiedenen ethnischen Gruppen und Sprachen innerhalb ihrer offiziellen Grenzen. In Kamerun, der einzigen anderen Nation auf der Erde, die Englisch und Französisch als seine zwei offiziellen Sprachen hat, gibt es außerdem noch 24 größere Gruppen einheimischer Sprachen mit mehr als 250 Varianten bei den mehr als 250 verschiedenen ethnischen Gruppen. Die Leichtigkeit im Umgang mit Sprache auf diesem Kontinent überstrahlt jede offizielle Anstrengung in Kanada oder sogar Europa, Zwei- oder Multisprachigkeit zu fördern. Ich habe viele, viele Menschen ohne jegliche formale Schulbildung getroffen, die ein halbes Dutzend einheimischer Sprachen fließend sprachen und noch zwei oder drei europäische Sprachen beherrschten.

In der Kolonialzeit gab es strikte Regeln gegen den Gebrauch einheimischer Sprachen in Schulen, Regeln, die noch bekräftigt wurden durch "Caning"-Stockschläge - für Kinder, die ihre Muttersprache benutzten. Das Verfahren wurde noch in den frühen 1990er Jahren im katholischen Kindergarten meiner Tochter in Nordghana angewendet - und zwar mit Brutalität.

Afrika hat es geschafft, seine Sprachen zu erhalten, jedenfalls geschätzte 3000 von ihnen. Manche meinen, dass Afrika, wenn es Fortschritte machen und die Universitätsausbildung weiterbringen will, den Gebrauch seiner eigenen Sprachen im Schulzimmer abschaffen muss und nur offizielle Sprachen benutzen darf, die von kolonialen Herren überbracht wurden - Französisch, Englisch, Spanisch und Portugiesisch. Andere sehen im Erhalt der Muttersprachen auf dem Kontinent die einzige Verteidigung gegen vollständige Akkulturation und Assimilation.

Missionare sind sich sehr bewusst, wie wichtig Sprache ist beim Prozess des Änderns von Glauben und Denkweisen bei der indigenen Bevölkerung auf der ganzen Welt. Die heute unter dem Kurzwort "SIL International" bekannte und früher "Summer Institute of Linguistics" genannte religiös begründete Organisation sagt, ihre Mission sei es, "weniger bekannte Sprachen" - um die 1800 rund um den Erdball - zu dokumentieren und zu erforschen, sie vor dem Aussterben zu bewahren und etwas beizutragen zu Anthropologie und Musik - Ethnologie. Ironischerweise - oder vielleicht absichtlich - führt diese Arbeit im Allgemeinen zur Übersetzung christlicher Schriften in diese Sprachen mit dem Ziel, die Sprecher zum Christentum zu bekehren und zur Akkulturation, die dann oft folgt. Nur über die Beherrschung der einheimischen Sprachen können Missionare die tiefere Psyche erreichen, die Seele der Menschen, die sie zum Christentum zu bekehren versuchen. Missionare gehören oft zu den wenigen im Ausland Lebenden außer Peace-Corps-Freiwilligen und denen, die nach Afrika heiraten, die einheimischen Sprachen fließend sprechen. Auch afrikanische

Künstler haben geholfen, ihre Sprachen lebendig zu erhalten: Sie singen in ihren eigenen Sprachen, so dass ihre Leute jedes Wort verstehen können. Die einzige Ausnahme dabei, so weit ich weiß, war Kenia unter seinem früheren Präsidenten Daniel arap Moi. Er verbot kenianischen Musikern, etwas in ihrer eigenen Sprache aufzunehmen und schwächte damit aktiv die lebendigen musikalischen und sprachlichen Traditionen in seinem Land.

Afrika hat einen unbegrenzten Fundus, aus dem der offene Besucher lernen könnte. Bei all seinen Sorgen, seinen Nöten und Konflikten, seiner monetären Armut und der wachsenden Ungleichheit zwischen Arm und Reich und bei aller Traurigkeit auf dem Kontinent ist er doch auch voller Freude. Es gibt neue Trends und Moden, fantastische Künstler, Schriftsteller, Tänzer, Filmemacher so wie eine Musikindustrie, die trotz der Piraten-Kopien von lokal produzierten Kassetten und CDs gedeiht, angetrieben von Talent, das zu blühen scheint inmitten von unterdrückten und finanziell armen Menschen.

Eine ganze Generation afrikanischer Meister schuf die Basis für die gegenwärtige Explosion afrikanischen Talents. Nur eine Handvoll afrikanischer Performer hat es im Westen zu allgemeiner Bekanntheit gebracht - Südafrikas Miriam Makeba und Ladysmith Black Mambazo zum Beispiel. Aber um im Westen bekannt zu werden, war es hilfreich, von berühmten westlichen Künstlern gefördert zu werden, dem wunderbaren Harry Belafonte im Fall von Miriam Makeba und Paul Simon im Fall von Ladysmith Black Mambazo. Als 2005 die berühmten Live 8 - Konzerte um die Welt herum organisiert wurden, um mit dem berühmten G8-Gipfel in Gleneagles, Schottland, zusammenzutreffen und auf die Armut in Afrika aufmerksam zu machen - mit grandiosen Slogans, die Geschichte machen sollten - wurden afrikanische Spitzenakteure von der Hauptbühne in London ferngehalten. Bob Geldof, der Live 8 organisierte und sich 20 Jahre vorher einen Namen gemacht hatte als Kämpfer für die Hungernden in Afrika, indem er "Live Aid" organisierte, behauptete, dass der überraschende Ausschluss afrikanischen Talents von der großen Bühne daher kam, dass Afrikanische Künstler wohl nicht die gleichen Massen oder entsprechende Zahlen an Fernsehzuschauern anziehen würden wie die Paul McCartneys oder die Destiny-Kinder dieser Welt. Die einzigen gebürtigen Afrikaner, die auf der Hauptbühne präsentiert wurden, waren Senegal's Youssou N'Dour und der südafrikanische Dave Matthews. Andere afrikanische Künstler wurden auf eine kleinere Bühne in Cornwall verwiesen und brachten es nicht zu den weltweiten Fernseh-Übertragungen von Live 8.

Geldofs eigenes Verständnis für Afrikas Probleme und ihre Lösungen war noch größeren Zweifeln unterworfen, als er 2008 zusagte, mit dem sehr umstrittenen, in Rumänien geborenen Minenmagnaten Frank Timis in dessen Privatjet nach Sierra Leone zu fliegen. Damit ließ Geldof dem Magnaten die Ehre seines eigenen Namens als Kämpfer gegen die Armut. Das war kurz nachdem sich Timis eine Konzession für Eisenerz gesichert hatte, direkt vor der Nase einer britischen Gesellschaft weg, die ein Abkommen mit der Regierung unterschrieben hatte. Timis hatte sich sein Geschäft, wie es hieß, dadurch gesichert, dass er den Bergbau-Minister von Sierra Leone heimlich nach Rumänien flog.

Der bekannte britische Fernseh- und Radio-Moderator Andy Kershaw, der jahrelang viel getan hat, afrikanisches Musiktalent zu fördern, sagte von Geldof und Live 8: "Ich komme widerstrebend zu dem Schluss, dass Live 8 ebenso viel damit zu tun hat, dass Geldof sich damit brüsten kann, für Präsidenten und Premierminister zu werben wie damit, das Potential von Afrika herauszustellen. Tatsächlich scheint Geldof nicht an Afrikas Stärke interessiert zu sein, sondern nur an einem Afrika auf seinen Knien. " Er kommt zu dem Schluss: " Wenn Geldof ein ernsthaftes Empfinden für den Kontinent hätte, für den er behauptet, sich einzusetzen, dann würde er Afrikas Weltklasse- Künstlern nicht sagen, dass sie es nicht wert sind, mit ihm und seinen nervtötenden Freunden auf der Bühne zu stehen.

Selbst ohne Unterstützung und lukrative Aufnahme-Verträge und selbst ohne Geldofs fragwürdiges Gütesiegel ist der Kontinent einfach voll von ganz außerordentlichen Talenten, so wie es schon immer war. Einige Meister aus der Zeit nach der Unabhängigkeit, die außerhalb ihrer eigenen Länder kaum bekannt waren, schon gar nicht weltweit, waren Philosophen, politische Beobachter, Liedermacher, Schriftsteller, Poeten und Musiker in einem. Man müsste mehrere Bücher schreiben, um sie alle aufzuzählen und ihre musikalischen Leistungen zu beschreiben, aber es ist doch wert, einige Wenige dieser damaligen großen Künstler und Erneuerer zu erwähnen, die traditionelle und moderne Instrumente zusammengebracht haben, um einen neuen Gesamtklang hervorzubringen.

Kamerun hatte Eboa Lotin und Frances Bebey, der auch für sein Schreiben Preise gewann; aus ihrer Musik entstand die Original-*Makossa*. Zaire, jetzt Demokratische Republik Kongo, hatte den großen, nun verstorbenen, Franco. Nigeria brachte den Bilderstürmer, Kult-Leiter, Afrikanisten und fantastischen Musiker Fela Kuti hervor, Ghana den E. T. Mensah, der Big-Band-Musik mit lokalen Rhythmen verband, und dann als "Vater" der musikalischen Tradition "*Highlife*" bekannt wurde.

Sie haben viel an die jetzige Generation afrikanischer Künstler weitergegeben, die oft traditionelle Instrumente wieder beleben und mit modernen elektrischen kombinieren, um einen Mix herzustellen von komplexen, raffinierten Musikstilen, die ihre Wurzeln häufig im politischen Widerstand haben und im Kampf darum, ihr eigenes Erbe zu erhalten und auszubauen. Die glanz- und tonlosen Seiten eines Buches sind nicht der beste Ort, etwas von der Kraft und der Schönheit der vielen musikalischen Darstellungsweisen zu vermitteln, die Afrika in Bewegung versetzen. Worte können die fantastische Körperbeherrschung, die Drehungen und den Ausdruck überschwänglicher Freude in den Tänzen nicht erfassen, die sich zusammen mit der unglaublichen Vielfalt neuer afrikanischer Musik entwickelt haben. Hier nur einige wenige Tänze und musikalische Trends, die Afrika unbedingt mit der Welt teilen sollte: Vom Kongo kam der *Soukous*, der sich aus dem Rumba entwickelte. Und vom *Soukous* kam eine ganze Menge von Varianten, einschließlich dem wilden *Kwasa Kwasa* von Kanda Bongo Man und dem späteren *Ndombolo* als Musik und Tanz, dargeboten von Stars wie Koffi Olomide und Extra Musica. Der *Ndombolo* ist ein ganz besonderer und (für Ausländer) schwer zu beherrschender Tanz, der ein Kreisen von Hüfte, Po und

Oberschenkeln verlangt ohne Rücksicht auf die starre Skelettstruktur, die der menschlichen Anatomie nun einmal zugrunde liegt.

Kamerun brachte Jazzmeister Richard Bona hervor. Es gab der Welt Manu Dibango, Ben Decca und seine Schwester Grace, Henri Dikongue und noch so viele Musiker, dass man sie gar nicht alle aufzählen kann; alle setzten noch ihr persönliches Markenzeichen auf die Handelsmarke ihres Landes: "*Makossa*". Der *Reggae*, von dem Ghanaer mir versicherten, dass er seine Wurzeln in ihrem Land habe, ist auf dem ganzen Kontinent beliebt. Einer von Afrikas Reggae-Superstars ist Alpha Blondy von der Elfenbeinküste. Er hat sich einen Namen gemacht mit dem Schreiben und Aufführen von höchst couragierten politischen Songs, in denen er mit dem Finger auf afrikanische Führer zeigt, die ihr Volk betrügen und unterdrücken, mit dem Feuer ethnischer Rivalitäten spielen und Frieden und Gerechtigkeit auf dem Kontinent behindern. Einer, der das Gleiche tat, war der Südafrikaner Lucky Dube - bis zu seinem tragischen frühen Tod Ende 2007 in Johannesburg, als er von Autoräubern niedergeschossen wurde. Der provokative und pikante *Mapuka* - Tanz an der Elfenbeinküste hat seine Wurzeln in traditionellen Tänzen. Er hat sich in Westafrika weiterentwickelt und ausgebreitet, sehr zum Kummer einiger religiöser Persönlichkeiten. Beide, christliche und muslimische Führer, haben sein Verbot verlangt.

Guinea hat Mory Kanté und Alpha Ya Ya Diallo hervorgebracht, der jetzt in seinem neuen Land Kanada zur Gruppe "African Guitar Summit" gehört. Aus Senegal kommen Superstars wie Youssou N'dour, Baaba Maal, Cheich Lô und Ismael Lô. Und das benachbarte Mali, so sagte mir Ali Farka Touré, sei die wahre Heimat des *Blues*. Bei einem Besuch in Mali, wo er mit einigen von Malis kommenden Musik-Stars spielen wollte, sinnierte Bonnie Raitt, die amerikanische Blues-Legende, mit einem Lächeln über die Ironie eines "weißhäutigen rothaarigen Mädchens mit irischen Vorfahren", die den Mississippi-Blues mit großen afroamerikanischen Meistern in ihrem amerikanischen Heimatland spielen gelernt hatte und dann ihren langen Weg nach Timbuktu in Mali machte, um den Ursprung des Blues bei Künstlern wie Ali Farka Touré zu finden.

Mali fährt fort, Megastars aus dem Boden zu stampfen: Salif Keita, "Amadou und Mariam", Habib Koité, Oumou Sangaré, Rokia Traoré, Toumani Diabaté, der als einer der weltgrößten Cora-Spieler gilt und die fantastische junge Gruppe Tinariwen von ehemaligen Tuareg-Rebellen und Poeten - um nur einige wenige zu nennen. Mali rühmt sich auch eines Nationalen Ensembles von Sängern und Meistern auf traditionellen Instrumenten, das zu größeren Anlässen klassische Musik - das heißt klassische malische Musik - spielt. Griots fahren fort, traditionelle Lieder zu schaffen zum Lob früherer und heutiger Persönlichkeiten. Benin produzierte den Feuerwerksknaller Angélique Kidjo, Burundi die melodiöse Sängerin Khadja Nin, Zimbabwe den großen Oliver Mtshudzi. Südafrika hat das "Soweto String Quartet", Hugh Masekela, die "Mahotella Queens", den schon verstorbenen Brenda Fassie. die Liste geht ad infinitum weiter für dieses Land und für den Kontinent als Ganzen.

Heute natürlich hallt auch Afrika wider von importierter Musik und die jüngste Generation seiner Künstler produziert ihre eigenen Versionen von *Hip-Hop*,

Ragga, *Rap* und all ihren Varianten. Viele westafrikanische Musiker haben jahrelang in Kuba gelebt und studiert und dann den Samba bei sich zu Hause als Tanz und musikalische Tradition populär gemacht. Libanesishe Musik und arabische Melodien sind auch beliebt. Sie wurden hereingebracht durch eine sehr mächtige und einflussreiche libanesishe Bevölkerungsgruppe, die von der westafrikanischen Küste bis zum Chat zu finden ist, einen großen Teil von Handel und Kommerz in der Region kontrolliert, ebenso wie viele der Restaurants, Hotels und angesagten Tanzklubs.

Aus Nigeria gibt es einen riesigen DVD-Output von Künstlern, die Loblieder auf Gott und Jesus singen. Diese enthalten eine faszinierende Mischung aus Alt und Neu, Tänze, die prüdere Kirchen vielleicht verboten hätten, denn es sieht allzu sehr nach provokativem und erotischem Vergnügen aus, mit Lyrik, in der Gott für das gedankt wird, was er getan hat. Und was er getan hat, ist, nach den Bildern zu schließen, die Gebete der Sänger zu belohnen mit palastartigen Häusern, einer Unmenge von hübschen Frauen, riesigen SUVs, Hummer und maßgeschneiderten Anzügen, passend für irgendeinen tropischen Gangster.

Überall in Afrika werden Mischungen aus allem hier Aufgeführten in Nachtclubs und Discos gespielt. In Gambia etwa könnte an einem typischen Abend Rihanna angeboten werden, zusammen mit einer herrlich gemischten Programm-Liste von jetzt populären afrikanischen Musikern, die *Hip-Hop*, *Samba* und *Highlife* vortragen. Auf dem Kontinent sind Seele und Körper offen für eine unglaubliche Bandbreite von musikalischen Traditionen und Rhythmen. Und das trotz der Verbreitung von anspruchslosen Hauptstadt-Radio-Sendern in einigen anglophonen Ländern, die meistens afrikanische Musik meiden und gängige "Hits" bevorzugen, die aus Großbritannien und den USA kommen und bei denen Ansager und Moderatoren mit dezidiert unafrikanischem, sehr britischen Akzent sprechen.

Ouagadougou richtet in Burkina Faso eine panafrikanische Filmbienale - FESPACO - aus, die eine wunderbare Auswahl von afrikanischen Filmen auf die Leinwand bringt. Die Filme können noch so hervorragend sein, in Afrikas Video-Hallen können sie niemals konkurrieren - und von denen gibt es eine Menge, selbst in abgelegensten Gegenden. Sie sollen englisches und europäisches Fußballleben als neues Opium zu den Massen bringen, minderwertige Kriegs- und Horrorfilme aus Hollywood, Gewaltfilme aus China und Boolywood-Liebes-Sagas aus Indien. Nigerias Nollywood hat sich jetzt hervorgetan mit eigenen Soaps.

Auf dem ganzen Kontinent gibt es eine lange Tradition von Textilherstellung und Design, von Töpferei, Bronzearbeiten, Schmuckherstellung und aufwendiger Verarbeitung von Gold und Silber, Holz und Perlen. Heute rühmt sich der Kontinent seiner ausgezeichneten Designer, Maler, Bildhauer und Künstler von hervorragendem Talent und Ansehen. Afrikas mündliche Literatur ist voller sprichwörtlicher Weisheit und könnte es mit allem aufnehmen, was Aesop erzählt hat. Afrika ist reichlich ausgestattet mit Genies, so wie jeder Kontinent es ist. Aber nur in Afrika ist das so ohne Interesse oder Unterstützung der Regierungen und ohne viele Bücher, die gelesen werden könnten.

Bücher sind ein seltener Luxus auf dem Kontinent. Für den Durchschnittsbürger sind sie viel zu teuer und sogar für die meisten Lehrer und Studenten sind sie noch ein Luxus. Die Bücher großer afrikanischer Schriftsteller wie Nigerias Chimamanda Ngozi Adichie, Wole Soyinka, Ben Okri - und von älteren Meistern wie Chinua Achebe, Buchi Emecheta, Kenias Ngugi wa Thiong' o, Kameruns Mongo Beti, Ghanas Ama Ata Aidoo und Ayi Kwei Arma, Senegals Mariama Bâ und Malis Amadou Hampaté Bâ - um nur einige Wenige zu nennen - sind nicht leicht zu finden in Afrika - außer in einigen wenigen größeren Städten zu Erste-Welt-Preisen. Das am leichtesten erreichbare Lesematerial auf dem Kontinent gibt es auf überdimensionalen Reklameflächen, wo jetzt für koffeinierte Powerdrinks geworben wird in Ergänzung der üblichen Reklamen für Softdrinks von Coca-Cola oder Pepsi, importierte Biere für die Elite, Handyservices, Banken und Kosmetik, einschließlich Cremes zur Hautbleichung.

Eine andere Sorte von Lesematerial kommt in Form von ausrangierten Second-Hand-T-Shirts aus der reichen Welt mit dem Aufdruck von Slogans, Markennamen und den Namen oder Gesichtern von Pop- oder Fußballstars. In abgelegenen Dörfern kann das für den Westler bizarr und deplaziert wirken. Eine solche absurde Mitteilung war auf einem weißen T-Shirt, das ich an der dünnen Gestalt eines kleinen Mädchens sah. In der kriegsverwüsteten Stadt Foya in Liberia versuchte es, ein paar Bananen zu verkaufen. Auf dem T-Shirt stand: "Flinke Füße - Theaterschule".

Für die, die es sich leisten können oder einen Zugriff darauf haben, gibt es auch noch Zeitungen. Und manchmal kann man auch noch etwas Interessantes auf Abfallpapier lesen, auf europäischen Zeitungen oder alten UN-Inventarlisten, die auf dem Markt landen und anschließend von Straßenhändlern benutzt werden, um Brot oder Erdnüsse einzuwickeln, die sie verkaufen. Eine größere Quelle verfügbaren Lesematerials ist christliche Literatur. In dem abgelegenen Grenzposten des kriegsverwüsteten Gebiets, wo Guinea, Liberia und Sierra Leone zusammentreffen, wo die freundlichen Beamten nur Schul-Kladden und Stempelkissen hatten, unseren Grenzübergang zu formalisieren, gab es Stapel von Hochglanz-Broschüren der Neuen Apostolischen Kirche und Wachturm-Zeitungen der Zeugen Jehovas. Viele von den christlichen Schriften versprechen Wunder für diejenigen, die an Jesus Christus als ihren Erretter glauben und die Pastoren und Prediger, die Wunder verhökern - Afrikaner und Nicht-Afrikaner - genießen selbst so etwas wie ein Wunder durch die Beiträge ihrer verarmten Herde.

Was mir aber mehr als ein Wunder zu sein scheint, ist, dass auf viele Arten und an vielen Orten die Menschen in Afrika es geschafft haben, ihre Traditionen, ihre Kultur und ihre Sprachen in einem Umfang zu erhalten wie wir es jetzt erleben. Es ist traurig, dass manche auf dem Kontinent diejenigen, die ihre Kultur und Traditionen bewahrt haben, als irgendwie weniger entwickelt, minder oder unbedarft ansehen. Sie sind nichts weniger als das. Und es ist wie mit so manchen Dingen in Afrika, die für den Außenstehenden zunächst unsichtbar sind: Wenn man erst einmal angefangen hat, ein bisschen von dem zu erfahren, was es dort gibt, ist es eine nie endende Lektion.

In Mali, so wie überall, wohin es uns verschlug, hatte ich große Mühe, Strukturen in einer Gesellschaft zu verstehen, die ihre Herkunft zurückverfolgen konnte bis zu frühen Imperien in ihrer Region. Ich hatte mich schon mit der Vorstellung einer ererbten Rolle in der Gesellschaft befasst, als Adliger oder als Person einer "Kaste" wie Schuster, Schmiede, Weber und Griots. Das führte zu neuen Erkenntnissen über die Natur jeder einzelnen Gruppe. Besonders neugierig war ich auf die Griots, Westafrikas singende Historiker, Poeten, Historiker und Lobsänger, die so viel Vergangenes verkörperten und in die Gegenwart brachten.

Meine Lektionen begannen mit einem Griot von der ethnischen Gruppe der Fula in einem kleinen dunklen Raum, der auch als Aufnahmestudio diente, in dem Grasmatten sich als Schallschutz, Bodenbelag und Sitzgelegenheit anboten. Gekleidet in eine wachsbeschichtete Damastrobe in Pfauengrün, saß der Griot mit gekreuzten Beinen auf dem Boden und zupfte vor sich hin auf seiner *Ngoni*, einer traditionellen Gitarre. Er sang historische Oden, in denen die Geschichten und Ruhmestaten der drei aufeinanderfolgenden Reiche erzählt wurden, die in diesem Teil von Westafrika zwischen 1200 und 1800 n.C. ihre Blüte hatten: Mali-, Songhai- und Fula-Reich.

Sein Name war Dinda Sarré. Er besaß keinen Pfennig und sein Reichtum, sagte er mir, sei sein ererbtes Recht auf Worte, Gesang und Geschichte, die Weisheit bringen. Er sagte, er könne Epen auswendig singen, die mehrere Tage andauerten und einen Zeitraum von vielen Jahrhunderten umfassten. So bewandert war er in kleinsten Details der Geschichte. Griots, sagte er, sind wahre Enzyklopädien und - ja - sie singen auch Loblieder auf verdiente Helden und große Taten. Wie alle Griots, sagte er, sei er an eine adlige Familie gebunden und seine adligen Herren seien verpflichtet, seinen Rat zu hören und finanziell für ihn zu sorgen. Und so war es immer, sagte er.

Ich war sehr neugierig darauf, wie so etwas wohl im heutigen Mali funktionieren würde. Wie immer, mangelte es nicht an Leuten, die bereit waren, ihre Erkenntnisse darüber weiterzugeben. Der erste von ihnen war Amadou, der Direktor einer kleinen Radiostation. Er war ein kettenrauchender Journalist, bei dem man sich darauf verlassen konnte, dass er bei einer Pressekonferenz eine einfache Frage zum Anlass für einen langen blumenreichen Monolog nahm, der seine Opfer, meist honorige Gäste, und ebenso uns in der Pressegruppe, zu Kopfkratzen und Kopfschütteln brachte. Ich konnte mir Amadou nur als einen Journalistenkollegen vorstellen, der hinter Leuten herläuft mit Mikrofon und Minidisk in der Hand, als einen ganz und gar modernen Mann. Da lag ich ganz und gar falsch.

Nach Amadou selbst, den keine falsche Bescheidenheit plagte, war er zuerst und vor allem ein Adliger aus der Stadt Gao im östlichen Mali, einst der Sitz des großen Songhay-Reichs, das auf das Mali-Reich folgte und das sich im 15. und 16. Jahrhundert auf einen großen Teil West-Afrikas erstreckte. Ganz wie es der junge intellektuelle Issa getan hatte, sagte mir auch Amadou, er sei ein "Nobler von Noblen". Er nahm für sich in Anspruch, ein direkter Nachkomme des

Herrschers Askia Mohamed zu sein, des verehrten Führers des Songhai - Imperiums zur Zeit seiner Blüte. So stolz er auch sei auf sein Geburtsrecht, sagte Amadou, so sei es doch nicht seine Sache als Nobler, über seinen erhobenen Adels - Status daherzuschwätzen (was ihn nicht immer davon abhielt, es doch zu tun). Loblieder auf ihn selbst zu singen, sagte er, sei das exklusive Geburtsrecht eines Griots - Amadous ganz eigenen persönlichen Griots. So wie er, Amadou, eine direkte Linie genau zu Kaiser Askia Mohamed vorweisen könne, so sei auch sein Griot ein direkter Nachkomme des Griots, der vor 500 Jahren Loblieder auf den Herrscher gesungen habe. Und wenn ich sehen wolle, wie das alles funktioniere, dann solle ich ihn doch in der Radiostation besuchen, wo sein Griot ihn jederzeit beschatte.

Die Radiostation befand sich im Herzen eines heißen und belebten Marktes, der ziemlich heikel auf kahlen roten Klippen schwebte, hoch über Bamako und dem weiten Tal des Niger-Flusses, an dem entlang sich die Stadt erstreckte. Es war eine von 16 lebendigen kleinen Privatstationen in der malischen Hauptstadt, die trotz größerer Hindernisse - Stromausfall, alte und marode Mikrophone, kleine Studios, heiß wie die Hölle - es fertig brachten, die meiste Zeit auf Sendung zu bleiben. Die Kakophonie vom Markt drang herein: Handwerker, die alte Auto-Karosserien zu verwendbaren Altm Metallplatten hämmerten, Autohupen, rumpelnde, rauchende Dieselmotoren und Marktschreier.

Die meisten Fenster der Station hatten leider kein Glas um wirklich Ruhe zu gewähren für *Radio Liberté*. Das einzige etwas ruhigere Plätzchen war das sehr warme kleine Studio, ein Raum von Toilettengröße, in dem ein Tisch mit Mikrofonen, mehrere Verstärker und Stapel verstaubter, über den staubigen Boden verstreuter Kassetten sich drängten.

Amadou bat mich herein in dieses stickige Studio. Er war flankiert von seinem Griot, Malle Sarrée, der einen düster grauen *Boubou* trug, passend gedämpft zu Amadous auffallend weißem. Als ich hereinkam, wiederholte Sarrée Amadous Namen in einem Singsang, als sei eine Grammophonnadell in einer tiefen Rille stecken geblieben - seit ein paar hundert Jahren. Das Namensingen ging weiter für eine Zeit, die ziemlich lang schien. Zeit ist nie ein begrenzender Faktor in der traditionellen Gesellschaft, in vielen Teilen Afrikas oft nicht einmal in modernen Gesellschaften - und das ganz besonders, wenn Zeit so ineinander geschoben wird wie an diesem Morgen durch einen stimmstarken mittelalten Griot in Bamako. Als Sarrée seine Einführungsrezitation schließlich beendet hatte, sagte mir Amadou, dass dieser spezielle Gesang von seinem Vater handelte, seinem Großvater, dessen Vater und dessen Großvater, vom Familiennamen, woher alle kamen und davon, wie die Familie damals und heute lebte. "Das heißt, wir sind Helden und Kämpfer", erklärte Amadou. "Wir sind stolz, wir sind reich. Wir fürchten uns nicht vor dem Kampf. Wir stehlen nicht und wir lügen nicht. Und wir kümmern uns immer um unsere Griots".

Und er fuhr fort: "Malle sagt, wir sind Nachkommen des Kaisers Askia Mohamed, der von Maiduguri kam, dem heutigen Nigeria, um das Songhai-Reich zu gründen. Also müssen wir uns wie Askia verhalten. Sarrée sagt zu mir: "du bist Großer Mann, du bist aristokratisch, du musst dich wie ein Aristokrat benehmen,

wie ein Oberhaupt. Du hast deinen Griot, deine Leute von Kaste, deinen Sklaven", und Amadou warf einen vorsichtigen Blick auf mich, um dann schnell zu ergänzen: "Entschuldige, das ist <Sklave> in Klammern, nicht heutzutage." Wir gerieten auf sensibles Gebiet, aber er versicherte mir, dass Menschen von Kaste nicht unter den Noblen seien auf der sozialen Skala.

"Nein, nein, nein, nein", sagte er, wedelte wild mit den Armen und genoss diese Chance, sein selbst beigebrachtes Englisch zu zeigen. "Manche Leute meinen, Griots stünden unten in der Gesellschaft. Nein, sie stehen nicht unten. Sie sind Lichter, sie sind Sterne, sie sind Monde. Sie sind das Sonnenlicht der Gesellschaft. Sie sind die Spitze, sie sind hier, zu raten und zu zeigen; selbst der Präsident des Landes hat zu befolgen, was die Griots sagen. Sie schaffen Frieden und sie verlangen von dir, sogar deinen Feind zu lieben. Erst heute kommt es vor, dass manche Leute denken, Griots stünden unten in der Gesellschaft. Aber ich glaube das nicht."

"Also, wenn du dich einmal falsch verhältst, Amadou, was sagt dir dann dein Griot?", fragte ich. "Wird er dir sagen, dass du dich nicht gut verhältst? Oder wird er einfach weiter deine Loblieder singen? Nein, richtige Griots lügen nie - nie, nie. Dieser, Mali Sarrée, lügt niemals. Er sagt mir jeden Tag drei Dinge: Erstens: Lüg nie, nie irgendjemanden an. Zweitens: Nimm jeden auf, der zu dir kommt - von deinem Stamm oder von einem anderen in Mali und sogar einen Ausländer, einen Weißen oder einen Schwarzen, und wenn er deine Hilfe braucht, dann hilfst du ihm. Drittens sagt er mir, ich soll nie glauben, was hinter meinem Rücken über mich gesprochen wird, nie. Wenn ich lüge, sagt er zu mir Stopp, du lügst gerade, und ich muss aufhören, weil mein Griot das gesagt hat."

"Du sagst das so, als sei dein Griot dir näher als deine eigene Frau?" Er nickte. "In manchen Dingen ist er mir näher als meine Frau. Wenn es sich zum Beispiel um Kämpfe mit Nachbarn oder Brüdern handelt, ist er der Einzige, der mir den Weg zeigen kann. Weil er ein Mann ist."

"Und was ist mit Heirat?", wollte ich wissen. "Wenn du als Adliger dich in ein Mädchen aus einer Griot - Familie verlieben würdest und es heiraten wolltest, was würde dein Griot zu dir sagen?" "Seine Rolle wäre es, mir als erstes zu sagen, dass ich verrückt bin, wahnsinnig. Wenn ich mich in ein Griot-Mädchen verliebe, dann muss ich das verstecken und darf es ihm nicht sagen. Denn er wird niemals einverstanden sein. Nie, nie." Er verfiel in einige noch emphatischere "nies" und sah dann auf mit einem Grinsen. "Ich, zum Beispiel, und du, Baxter, angenommen, du bist eine Griotte und ich verliebe mich in dich. Mein Griot wird mir dann sagen: Stopp, das kann nicht deine Frau sein. Sie ist nicht von deiner Größe, du passt nicht zu ihr, und er wird sagen, dass ich ihn blamiere und dass, wenn ich nicht mit diesem Mädchen aufhöre, er sich umbringen wird. Und er wird ein anderes Mädchen für mich finden - ein adliges Mädchen."

Würde er seiner eigenen Tochter erlauben, einen Mann von Kaste zu heiraten? Er behauptete, er würde seine Tochter dem Mann geben, den sie ausgewählt hätte. Aber er räumte ein, dass er gegen Heiraten zwischen Adligen und Griots

sei, weil sie Kinder in die Welt setzen würden, die weder Adlige noch Griots wären, Familienwissen darüber, wer sie sind und woher sie kamen, würde verloren gehen. Und ohne solches Wissen, argumentierte er, wäre eine Person nicht richtig eine Person. Er wiederholte, was Issa mir erklärt hatte, als er sagte, dass akkulturierte Afrikaner, die *Tuobabs* (das Wort, das in einigen westafrikanischen Ländern für weiße Menschen benutzt wird) imitierten, wie Fledermäuse seien - weder Vogel noch Säugetier. Aber sicherlich würden solche Tabus mit der Zeit verschwinden, entgegnete ich Amadou. Mali befand sich nicht in einem Vakuum, einer Art permanenter Zeitverzerrung, die es immun gegen kulturelle Befruchtung oder Einfluss von außerhalb verharren ließ. Malier, wie Menschen von überall in Afrika, besetzen Spitzenpositionen in großen Unternehmen, die weltweit agieren und in Schlüsselberufen auf der ganzen Welt. Kürzlich traf ich den malischen Wissenschaftler Cheik Modibo Diarra, leitender Interplanetarischer Navigator bei der Pathfinder-Mission zum Mars, der im Laboratorium für Düsenantrieb in Pasadena, Kalifornien, arbeitete. Malier sind zu ihrer Arbeit um die ganze Welt gereist. Und zu Hause beklagten viele den Verlust ihrer Kultur und ihrer Werte. Im Staatlichen Fernsehen gab es mit Griots und Intellektuellen häufige und hitzige Diskussionen darüber, welche Traditionen Malier versuchen sollten zu bewahren.

In Frankreich hatte es gerade einen viel besprochenen Justizfall gegeben, bei dem man eine malische Frau von Kaste für schuldig befunden hatte, malische Teenager-Mädchen, die in Frankreich lebten, zu beschneiden, dort ein strafbares Verbrechen. Zu ihrer Verteidigung sagte die ältere Angeklagte, dass sie nur der Tradition Folge leiste und ihrer Verpflichtung als Frau von Kaste, die Würde und den Status adliger Familien zu hüten, denen sie durch die Geschichte verbunden sei. Eine der Aufgaben, die sie zu auszuführen habe, sei es, Mädchen zu beschneiden, damit sichergestellt sei, dass sie in das Leben der Frau eingeführt und für die Heirat vorbereitet seien.

Dieser Prozess, verbunden mit viel öffentlicher Diskussion über Traditionen, die viele Malier für nicht mehr angebracht hielten, erzeugte eine ständige Debatte darüber, wie die afrikanische Gesellschaft sich wandle und welche Veränderungen positiv, welche überwiegend negativ seien. Die Meinungen waren geteilt; viele Menschen waren der Ansicht, dass Afrika mehr verlöre als es gewänne, wenn es moderner werde, aber andere, besonders in anglophonen Ländern mit starkem Einfluss US-amerikanischer und Britischer Kultur und Politik, meinten, es könne gar nicht schnell genug gehen mit der Modernisierung und dass es wenig Gutes in der traditionellen Kultur gebe.

In Mali aber gab es, wie ich von Amadou lernte, noch einen Rest von Stolz auf die Vergangenheit. Dennoch, wandte ich ein, mache sich die moderne Welt in Bamako jeden Tag mehr bemerkbar, und so wären wohl auch Griots sicherlich früher oder später eine dem Untergang geweihte Tradition?

"Nein, ich wette, Mali wird nie unsere Griots verlieren", entgegnete er. "Auf gar keinen Fall: In Mali kann es kein Leben ohne Griots geben, darauf kannst du wetten. Jede Familie hat ihre Griots, jeder Stamm hat seine Griots. In Mali wäre es sehr, sehr, sehr schwierig ohne Griots - vielleicht in Tausenden von Jahren,

aber nicht morgen, nicht nächstes Jahr, nicht in 2000 Jahren. In Mali ist es einfach nicht möglich. Griots sind Büchereien, Historiker, Psychologen. Sie sind die Geschichte selbst."

So sprach der Noble, Amadou. Aber wie sehr er auch wünschte, ein idyllisches Bild von Mali zu zeichnen, glücklich eingetaucht in eine utopische Vergangenheit, in der Noble nobel und Griots Griots waren und beide sich nie vermischen oder heiraten würden, so sah ich doch viele Anzeichen dafür, dass diese Grundordnung nicht länger halten würde. Viele der populären Sänger im Land, besonders die Frauen, die bei jeder größeren öffentlichen Gelegenheit sangen, waren Griots. Weibliche Griots, die groß herauskamen im modernen städtischen Leben und im Fernsehen, waren alles andere als rustikal oder traditionell in ihrer äußeren Erscheinung. Sie hatten eine Vorliebe für glitzernde goldene Anhänger, mit Steinen dicht besetzte Ringe in Faustgröße und künstliche Fingernägel, lackiert in grellen Pink- und Orangetönen. Sie trugen glänzende Gewänder aus synthetischem Spitzenmaterial, so mächtig wie ihre Stimmen. Sie benutzten auch riesige Mengen von hautbleichenden Cremes, die ihrem Teint ein blasserer Pink, Braun oder Beige verliehen. Das wiederum inspirierte junge Frauen aller Gesellschaftsschichten, sie zu kopieren und irgendwann begann selbst die intellektuelle First Lady vor unseren Augen zu erblassen.

Eine malische Freundin erzählte mir, weil sie sich geweigert habe, ihre Haut zu bleichen, sei es ihr bei traditionellen Zeremonien, Hochzeiten und Taufen passiert, dass man sie aufgefordert habe zu stehen und ihren Platz den "weißen" Gästen anzubieten - Maliern, die sich selbst pink gebleicht hatten, um ihre soziale Position zu verbessern.

Traditionen kollidierten mit, zerbrachen unter oder verbanden sich mit allen Sorten neuer Einflüsse. Mit dem allen zu Recht zu kommen, war schwer genug für Malier. Für einen Neuling von Außen war es mehr als einschüchternd und verwickelt.

Die Tradition, sagte man mir, räume nur zwei Gruppen von Menschen das Recht ein, zu singen und Musik zu machen. Eine davon sei die traditionelle Bruderschaft der Jäger, die schon um viele Jahrtausende älter sei als die Griots. Nach Téreba Togola, der Malis Abteilung für Völkerkunde im Kulturministerium vorstand, könnten die traditionellen Jäger oder *Dossos* ihre Wurzeln zurückverfolgen bis zu den frühesten paläolithischen menschlichen Gesellschaften in West-Afrika.

Die andere Gruppe mit dem Recht zu singen, zu erzählen und Instrumente zu spielen seien die Griots. Die Tradition habe Menschen von nobler Geburt das Singen und Musikmachen immer verwehrt; dieses sei das exklusive Geburtsrecht von Griots und anderen Menschen von Kaste. Menschen nobler Geburt, die noble Namen trügen, zum Beispiel Keita, sei es einfach nicht erlaubt, ihre Stimme zum Gesang zu erheben oder ein Instrument in die Hand zu nehmen, um Musik zu machen. Aber in den letzten Jahrzehnten hätten talentierte malische Adlige wie Salif Keita und Rokia Traoré die alten Tabus in Frage gestellt, sie seien internationale Stars geworden und hätten Musik zu einem Beruf gemacht,

offen für Adlige und Griots gleichermaßen - trotz andauernder Missbilligung in einigen traditionellen Gebieten.

Was die Griots als Gewissen der Nation anbetraf, so war ich mir auch nicht so sicher, ob das immer zutraf. Wie in alten Tagen strömten Griots zu allen öffentlichen Ereignissen und Zeremonien, zu Familientreffen wie Feierlichkeiten der Namensgebung und Hochzeiten, um die Untrennbarkeit von Vergangenheit und Gegenwart bekräftigen und um das Lob der Adligen und ihrer Vorfahren zu singen. Und, ganz wie in alten Tagen, wurde als Gegenleistung für Worte, Gesang und Musik von den Noblen erwartet, dass sie die Griots belohnten mit Gaben, Nahrung und allem, was diese zum Leben brauchten. Die Griots wurden ernährt und versorgt im Austausch für ihre Loyalität, ihr Wissen und ihren Gesang. Es sollte ein Verhältnis auf Gegenseitigkeit sein:

Die wortkargen und fürsorglichen Noblen, die sich um die Bedürfnisse ihrer Griots kümmerten, während die gesprächigen Griots die Noblen auf dem rechten Weg hielten, der ihnen von ihren noblen Ahnen vorgezeichnet war. Jedenfalls war das die Theorie. So war es auch immer gewesen. Und so, dachten Malier wie Amadou hoffnungsvoll, sei es auch heute noch. Aber heutzutage bedeutete für einen Griot "sorgen" normalerweise, ihn zu bezahlen. Geld hatte die alte soziale Gleichung geändert und Griots machten das Beste daraus - sicherlich auch das Allermeiste, wo sie konnten.

Es war nicht ungewöhnlich, zu sehen, wie Adlige ihre Wege zu gesellschaftlichen Anlässen oder größeren Ereignissen zu Fuß zurücklegten oder in dem entwürdigenden Gedränge am Heck eines schäbigen grünen *Sotrama*-Kleinbuses, während Griots zu Namenszeremonien oder Taufen in ihrem Mercedes oder BMW aufkreuzten. In dieser Zeit waren einige Griots selbst sehr reich, besonders seit Beginn der Demokratie - Mehrparteienpolitik und Wahlen - die eine ganz neue lukrative Arena für unternehmende Griots eröffnet hatte. Politiker bezahlten natürlich riesige Beträge, damit ihr Lob gesungen wurde. Manche Präsidenten deckten das ganze Feld ab, indem sie beide engagierten: Griots und amerikanische Public-Relations-Firmen, damit beide Werbung für sie betrieben.

Griots waren auch nützlich für unglaublich reiche Leute mit Griot-Ursprung, wie den berühmten Babani Sissoko. Sissoko, der jetzt im malischen Parlament sitzt, steht immer noch auf der Fahndungsliste von Interpol, weil er angeblich 270 Millionen US-Dollar vom Direktor der Islamischen Bank in Dubai ergaunert hatte, indem er eine tiefe "satanische Stimme" und "magische Zaubersäfte" einsetzte. Jedenfalls steht das auf der Kopie des Haftbefehls von Interpol, die ich bekommen konnte. Sissoko hatte einige Zeit in einem US-amerikanischen Gefängnis verbracht, weil er versucht hatte, Zollbeamte in Florida zu bestechen, damit sie ihm den Export von zwei Militärhubschraubern ermöglichten. Nach seiner Entlassung 1998 kehrte er in sein Land zurück und tat das Gleiche mit einer Flugzeugflotte seiner eigenen Fluggesellschaft Air Dabia, die in Gambia registriert war und zu der drei Jumbo-Jets und mehrere kleinere Boings gehörten. Diese sollten später von verschiedenen Gläubigern beschlagnahmt werden. Aber zu diesem Zeitpunkt war Sissoko immer noch reich mit seinem riesigen neuen Vermögen und er verteilte 100-Dollar-Noten an die Polizei, die an den

Straßenrändern seine Durchfahrt durch die Menge sicherte. Die war zusammengekommen, um die Heimkehr ihres superreichen Super-Griot zu sehen. Er verschenkte auch Einzelanfertigungen von Luxuswagen (Hummer, BMWs und Jaguars) an verschiedene politische Persönlichkeiten und prominente malische Journalisten und Summen bis zu 100 US-Dollar pro Kopf für Griots, die sein Lob sangen.

Traditionalisten schüttelten schockiert den Kopf - wenn Griots schon das Lob von Griots sängen, müsse das Ende wohl nahe sein, sagten sie mir. Man brauche nicht mehr nobel zu sein um das Lob von Griots zu verdienen, man müsse nur wohlhabend genug sein, um es sich leisten zu können. Das sei alles Frevel, meinten jedenfalls meine Freunde von nobler Geburt. Wie so viele von Afrikas größten Traditionen, so schienen auch gute Griots schnell zu verschwinden, solche, die die Regeln respektierten und sich noch als Gewissen der Nation betätigten - zugunsten von Griots, die jedem Loblieder sangen, der genügend Geld hatte, sie reichlich zu bezahlen. An *noblesse oblige* wollten sich die Noblen immer weniger gebunden fühlen.

Kapitel 16, Seite 336 bis 352

Übersetzung: Renate Mantel

Die Bibliothek brennt

Wenn in Afrika ein alter Mensch stirbt, geht jedes Mal eine Bibliothek in Flammen auf.

Amadou Hampate Bâ, malischer Autor und Philosoph

Der Oktober hieß in Mali offiziell "Monat der sozialen Solidarität". Für mich machte das so viel Sinn wie eine Erklärung aus Ottawa, dass der Februar offiziell "Monat von Schnee und Kälte in Kanada" genannt würde. Ich habe das nicht verstanden - aber das passierte mir öfters. Nie habe ich in einem Land gelebt - und ich hatte in etlichen gelebt bis es uns 1997 dorthin verschlug - das einen so engen Zusammenhalt hatte wie Mali. Jeder schien mit jedem verwandt zu sein, jedenfalls, wenn man weit genug zurückging, und Malier gingen tatsächlich genügend weit zurück. Ich habe selten einen Erwachsenen getroffen, der seine Vorfahren nicht viele Generationen zurückverfolgen konnte, über Hunderte von Jahren.

Aber Frieden und Verständigung zwischen Menschen sind keine Nachrichten, und das ist einer der Gründe dafür, dass die Durchschnittsmedien das Bild von Afrika stark verzerrt haben, indem sie scheußliche Stereotype entwarfen von

blutrünstigen Menschen auf dem Kontinent, begierig, lieber zu kämpfen als zu reden. Manchmal erlebte ich afrikanische Toleranz, wo ich in meiner impulsiven westlichen Art inakzeptable Ungerechtigkeiten von Seiten der Autoritäten sah und ich fragte Afrikaner, warum sie nicht einfach rebellierten, auf die Straße gingen, an die Türen schlugen oder denen die Türen einschlugen, die ihre Rechte missbrauchten.

Als wir Anfang der 1990er Jahre im nördlichen Ghana wohnten, drosselten die örtlichen Bediensteten der Wasser- und Abwasser-Gesellschaft regelmäßig den Nachschub an Wasser oder sie bemühten sich nicht, Rohre für den Durchfluss zu reparieren. Es konnte sehr viel mehr Geld verdient werden, wenn man Leuten Wasser aus Tanks an der Straße in Eimern verkaufte, obwohl dieses Wasser häufig unsauber und voller Guinea-Wurm-Parasiten war. Weil ich einen großen Wassertank hinter dem Haus hatte, standen die Frauen der benachbarten Dörfer jedes Mal, wenn so etwas passierte, an meiner Tür Schlange und fragten, ob sie ihre Eimer füllen könnten. Bald quoll eine unübersehbare Menge der Nachfragenden durch mein Tor. Ich fragte, warum sie nicht bei den Behörden protestiert hätten. Sie erzählten mir, dass sie das getan hätten, aber einige der Protestierer, die Türen und Fenster der Regionalverwaltung eingeschlagen hätten, seien verschwunden und nie mehr gesehen worden. Eine ältere Frau sah mich einige Augenblicke finster an, ehe sie sich mit einem Seufzer an mich wandte, als spräche sie zu einem Kind, das sich schlecht benommen hatte (und so musste ich ihr erschienen sein), "Madam", sagte sie in undeutlichem Englisch, "das ist für Gott. Wenn Gott zu viel gibt, wollen wir mehr und mehr. Darum nimmt Gott manchmal etwas zurück um uns zu erinnern, dass wir dankbar sein müssen für die Segnungen, die uns zuteil wurden. So ist das."

Wenn ich in Kamerun stundenlang zuhörte, wie Freunde offen (in der Privatheit ihrer Häuser) auf Präsident Paul Biya und die Korruption in ihrem Land schimpften, fragte ich oft, warum sie sich zurücklehnten und es hinnähmen, statt etwas zu "unternehmen". "Wir sehen uns um, wo Leute etwas <unternehmen> ", antwortete ein besonders redegewandter und scharfsinniger junger Mann in der Weststadt von Foumban. "Was können wir tun? Biya's ausländische Freunde würden kommen, ihn zu retten, wenn wir versuchen würden, ihn zu stürzen. Also haben wir die Wahl: Wir können in Frieden leben, die Füße still halten und akzeptieren. Oder wir können einen Krieg beginnen. Guck dich um in Afrika. Hat Krieg jemals ein Problem gelöst? Wenn wir einen Krieg beginnen, wissen wir nicht, wie wir ihn beenden können. Lieber bleiben wir, wie wir sind, arm aber in Frieden."

Mali hat einen riesigen Vorteil gegenüber vielen anderen afrikanischen Ländern, die in Europa im Gerangel um Afrika auf einer Karte eingezeichnet wurden. Die Karte brachte Dutzende von ethnischen Gruppen zusammen, trennte andere ab und führte zu kolonialer Macht, die eine Handvoll dieser Gruppen gegenüber anderen bevorzugte und damit erbitterten Wettbewerb und heftige ethnische Spannung erzeugte innerhalb der neu geschaffenen Nationen. Mali hat eine gewisse historische Einheit, weil es Teil vieler alter Imperien war. Es umfasst ein Dutzend ethnischer Gruppen, die von der Geschichte eher zusammengehalten als getrennt werden. Im letzten Jahrhundert gab es nur einen offen ethnischen

Zwist im Land: Die sechs Jahre andauernde Rebellion der nomadischen Berber im Norden, der Tuareg.

Die Tuareg strebten nach Selbstbestimmung und einer eigenen Nation in der Sahara-Wüste, um die berberische Bevölkerung von Mauretanien bis zum Tschad zu verbinden. Sie taten das mit logistischer, finanzieller und militärischer Unterstützung des Mannes, dem es gefiel - in den 1970ern, 1980ern und 1990ern - französische, britische und amerikanische Interessen in Afrika herauszufordern: Libyens Muammar Gaddafi.

Wie die Mauren im nördlichen Mali und in Mauretanien, sahen auch die Tuareg sich selbst als eher arabisch und "weiß" an im Vergleich zu den subsaharischen Afrikanern, was leider auch bedeutete, dass manche sich ihren malischen Mitbürgern, die ein dunkleres Gesicht hatten, überlegen fühlten, besonders den Songhai, mit denen sie in nördlichen Städten wie Goa und Timbuktu zusammenlebten. Die Tuareg meinten auch - und das mit Recht - dass sie durch die Regierung in Bamako vernachlässigt worden seien. Jede Spannung, die innerhalb des anderen Dutzend ethnischer Gruppen in Mali hätte sein können, wird verhindert oder zerstreut durch die gemeinsame Geschichte. Ein Jeder scheint gebunden durch ein ausgedehntes und höchst komplexes Gebilde sozialer Bande. Diese beginnen mit der Familie. Und Familien sind schon sehr komplex und groß in einer polygamen Gesellschaft, in der ein Mann mehrere Frauen haben darf und Geschwister, Halbgeschwister, Cousins ersten, zweiten und noch entfernteren Grades als Brüder und Schwestern betrachtet werden; und alle Tanten und Onkel gelten als Mütter und Väter, alle Großeltern und deren Verwandte als Eltern. Das Sprichwort "Es braucht eine Gemeinde, um ein Kind aufzuziehen" passt hier wunderbar.

Es gibt auch religiöse Bande - die meisten Malier sind Moslems und beten also zusammen. Andere hängen alten traditionellen Religionen an und eine kleine Minderheit - zwischen 3 und 10 Prozent, je nachdem, wer zählt - ist christlich. Aber alle Spaltungen, die Religion vielleicht hätte bewirken können, werden überwunden durch historische Bindungen und durch die Kultur von Toleranz und gegenseitigem Respekt, die die Oberhand gewinnt. Entgegen verbreiteten westlichen Vorstellungen wird diese Kultur im größten Teil von Westafrika durch islamische Führer gefördert.

Religiöser Glaube ist oft untrennbar verbunden und vermischt mit vorislamischen und vorchristlichen Traditionen. Die Ursprünge der traditionellen Jäger-Gesellschaften in Westafrika reichen tausend Jahre zurück. Es soll bei ihnen mystische Kräfte geben, die ihnen erlauben, mit wilden Tieren zu kommunizieren. Bei einem Festival traditioneller Jäger in Bamako sah ich, wie sie mit Hyänen an der Leine herumspazierten als seien die zahme Hündchen und Pythons glitschten brav hinter ihnen her, als seien sie zur Unterwerfung hypnotisiert. Während manche die Järgergesellschaften beschuldigen, die übriggebliebene Wildlife-Population zu dezimieren, sagten die in Mali aus der ganzen Region versammelten Jäger, dass Respekt und Kenntnisse sie zu Bewahrern der Tiere machten. Sie führten den Verlust von wilden Tieren auf den Verlust von Waldgebieten zugunsten von Farmland und Viehzucht zurück und beschuldigten

Großwildjäger aus dem Ausland. Sie verstehen sich auf die Deutung des Himmels, der ihnen wichtige Kenntnisse für Orientierung und Wegsuche gibt. Die Beherrschung traditioneller Medizin vermittelt ihnen Heilungsfähigkeiten. Man sieht sie auch an als Beschützer ihrer Gemeinschaften, weil sie manchmal bei Konflikten hinzugezogen werden, so wie in Sierra Leone, um die Rebellen-Streitkräfte zu bekämpfen und in der Elfenbeinküste, wo sie sich den Rebellen im Norden des Landes anschlossen. Die traditionellen Jäger-Gesellschaften sind äußerst verschwiegen und sie bilden einen eigenen Block von Solidarität, der fast undurchdringlich ist und kaum sichtbar für Außenstehende, selbst wenn diese aktiv versuchen, etwas von diesen alten Gesellschaften zu verstehen und zu lernen.

Dann gibt es Clans, die durch gemeinsame Vorfahren verbunden sind, die gleiche oder verwandte Namen haben. Die ethnischen Gruppen, Menschen, die verschiedene Sprachen sprechen, mit verschiedener Geschichte und Kultur, sind für immer miteinander verbunden durch solche sozialen ererbten Gruppenzugehörigkeiten, die quer durch die verschiedenen Ethnien gehen - die Adligen und die Übrigen, diese Menschen von Kaste, die von Griots, Schumachern, Schmieden und Webern abstammen.

Es gibt auch Gruppen von Menschen, die von früheren Sklaven abstammen, denen man vor langer Zeit die Namen ihrer damaligen Besitzer gegeben hat und die sich nicht gerne bekennen zu ihren sozial wenig beneidenswerten Wurzeln. Bei den Tuareg in Malis Norden gibt es das Volk der Bella, die immer noch als Sklaven betrachtet werden, weil sie die untergeordneten Arbeiten für eine noble Familie erledigen und dafür durch ihre Herren genährt und gekleidet werden - wenn es auch so etwas wie Kaufen und Verkaufen dieser Sklaven nicht gibt.

Das alles wird noch abgerundet durch jenen sozialen Klebstoff, der auf Französisch *Cousinage* heißt, eine schwache Übersetzung für den Ausdruck *Sinankunya* in Bamako; dies ist ein Phänomen, das es in keiner europäischen Gesellschaft oder Sprache gibt. Es bedeutet, dass, wenn deine Vorfahren ein Abkommen geschlossen haben, deine Familie oder deinen Clan an eine andere Familie oder einen anderen Clan zu binden - wahrscheinlich vor einigen hundert Jahren und meistens unter Ablegen von Gelöbnissen in einer aufwändigen Zeremonie - du verpflichtet bist, diese alten Bindungen zu respektieren. Die sind wie ein Blutschwur und können dir verbieten, in eine andere ethnische Gruppe oder Kaste darin zu heiraten, aber wichtiger noch: Sie können dir verbieten, mit irgendjemandem von diesen Familien oder Clans in Fehde zu liegen oder zu kämpfen. Das ist so kompliziert, dass wenige von uns Ausländern so richtig dahintergekommen sind, selbst wenn wir beobachten konnten, wie *Sinankunya* wirkte und den Frieden in Mali aufrecht erhielt.

Das beste Beispiel, das ich jemals erlebte, war auf der Straße, als ein Mann mit seinem Moped in das glänzende Heck eines französischen *Sedan* fuhr. Die beiden Fahrer waren nicht verletzt, jedenfalls nicht physisch, aber ihre Fahrzeuge waren es. Die beiden beschuldigten sich gegenseitig und schrieten, dass der andere bezahlen müsse. Bis sie bei ihrer Auseinandersetzung einmal eine genügend lange Pause machten, um sich gegenseitig nach ihren Familien-Namen zu fragen. Auf einmal schüttelten sie sich die Hände und machten

Frieden durch Körpersprache und freundliche Scherze. Der eine Fahrer stieg wieder zurück auf sein beschädigtes Moped, der andere zurück in seinen beschädigten Peugeot und ab fuhren sie.

Ein erfahrener amerikanischer Entwicklungsexperte, der 20 Jahre in Westafrika zugebracht hatte, sagte mir eines Tages, "das Problem mit Mali" sei, dass "die Leute sich nicht ändern wollen" und dass sie "rückwärts gerichtet" seien.

Nicht lange danach war ich bei einer Konferenz afrikanischer Historiker in Bamako, die zusammengekommen waren, um sich Gedanken über das Schicksal afrikanischer Kultur im 21. Jahrhundert zu machen. Bei dieser Konferenz war auch Pierre Claver Hien, der Professor für Geschichte an der Universität von Ouagadougou im benachbarten Burkina Faso, der mir ausführlich etwas über das Thema "Kasten" in Mali erzählte. Hien beschrieb sich selbst als "ein Kind der Revolution des verstorbenen Thomas Sankara" und einen Überlebenden dieser Ära. Er sagte, dass er immer noch die meisten Ideale unterstütze, für die Thomas Sankara eingetreten sei, allerdings nicht die Methoden und die Eile der Veränderung. Er glaubte nicht, dass Burkina Faso oder Mali oder irgendein anderes afrikanisches Land es sich leisten könnte, seine eigenen Traditionen abzuschaffen, statt sie in einem langsamen Übergang, zu etwas speziell Afrikanischem zu entwickeln, nicht nur zu einer ärmlichen Kopie des Westens. "Wir müssen unsere Klugheit benutzen", sagte er mir. "Ich liebe Tradition, ich bin Historiker, und wenn man Tradition unterdrückt, bekommt man das Gegenteil von dem, was man wollte. In Burkina Faso versuchte Sankara zu schnell die Tradition zu unterdrücken, und viele gute Seiten dieser Tradition brachen zusammen. Kinder ersetzten traditionelle Werte durch Dinge, die sie im europäischen Fernsehen lernen und in Schulen, die europäische Fächer unterrichten. Sankara sagte, weibliche Beschneidung sei schlecht, und es wurden Gesetze erlassen, sie zu verbieten. Das führte dazu, dass sich alle beschnittenen Frauen - das ist die große Mehrheit der Frauen in Burkina Faso - schmutzig und traurig fühlten, sehr, sehr traurig. Heute haben wir in meinem Land eine soziale Krise; Es gibt keine Werte, nur Geld. Tradition schützt uns vor vielen schlechten Einflüssen, was man nachts in unseren Städten sehen kann, in der gebrochenen Gesellschaft, wo die jungen Leute alles machen für Geld."

Ich habe oft afrikanischen Freunden zugehört, die erklärten, wie sie ihren allerletzten Penny einem entfernten Verwandten geben mussten, einem Verwandten in dieser losen, offenen, afrikanischen Definition von "verwandt". Das konnte für eine Hochzeit sein, um Schulgeld zu bezahlen, für medizinische Versorgung, oder ein Beitrag für ein Ticket nach Europa (oder manchmal für ein gefälschtes Visum und einen falschen Pass, um einen Verwandten nach Europa oder Nordamerika zu schicken) oder einfach, weil ein bedürftiger Freund oder Verwandter um Geld gebeten hatte und sie nicht ablehnen konnten, da das bei den gegebenen sozialen Regeln ganz undenkbar gewesen wäre. Ich habe mir manchmal all die sozialen Bande, die Malier zusammenhielten, wie eine Zwangsjacke vorgestellt, gewebt aus so vielen Fäden, dass allen die Hände gefesselt waren und individuelle Freiheit erwürgt, nicht mehr vorhanden war. Das passte natürlich nicht mit der Welt zusammen, in der ich aufgewachsen war, die ich kannte und also als "Norm" akzeptierte. "Normal" erschien diese natürlich

nur, weil ich mit ihr großgeworden war. Von dem neuen Standpunkt aus, den mir Jahre der Abwesenheit von zu Hause ermöglicht hatten, preist die moderne Welt des materiellen Wohlstands die individuelle Leistung und fördert Reichtum mit der individuellen Freiheit, ihn in riesigen Mengen anzuhäufen oder sorglos für ein ständig wachsendes Angebot verfügbarer Konsumgüter auszugeben. Diese moderne Welt scheint unerfreuliche menschliche Züge zu begünstigen wie Besitzgier, Selbstsucht und Maßlosigkeit. Das sieht nicht ganz so zivilisiert aus, wie ich früher dachte.

Im Westen verlangen wir im Allgemeinen von Kindern, dass sie freundlich und kontaktfähig sind, versehen diesen Rat aber mit Warnungen, sich von niemandem ausnutzen zu lassen und Nummer eins nicht aus den Augen zu verlieren - sich selbst und vielleicht noch die Kernfamilie. Erfolg im Leben ist oft gleichgesetzt mit Vermögensanhäufung und Geld. In dieser Hinsicht sind Mali und viele andere Länder in Afrika noch keine modernen Gesellschaften und Staaten. Sie haben vielleicht den Anschluss an die moderne Welt in dem Sinne gefunden, dass Geld jetzt eine enorm große Rolle spielt. Das Problem ist, dass die meisten Menschen in Mali (und in vielen anderen afrikanischen Ländern) nicht viel Geld haben, das eine Rolle spielen könnte. Das Steuersystem ist noch in den Kinderschuhen, das staatliche Wohlfahrtsnetz hat Löcher, größer als das riesige Land Mali selbst und das durchschnittliche Pro-Kopf-Einkommen bewegt sich um 260 US-Dollar im Jahr oder weniger.

Trotz - oder teilweise wegen - des geringen Pro-Kopf-Einkommens, des Mangels an moderner Infrastruktur und der sehr traurigen Statistiken über Kindersterblichkeit und Lebenserwartung nehmen sich viele Malier und andere Bewohner des Kontinents Zeit für einander und teilen miteinander in einem erheblichen Ausmaß. Nicht immer, weil sie das wirklich möchten in diesen wechselhaften Zeiten, sondern weil soziale Regeln, moralische Normen und historische Verpflichtungen das immer noch von ihnen verlangen.

Cheibane Coulibaly, ein malischer Professor für Politikwissenschaft, der einmal Repräsentant der Überwachungsgruppe "Transparency International" in Mali war, erzählte mir von seinen Erinnerungen an seine Kindheit in einem Dorf im Westen des Landes. Zu dieser Zeit, in den 1950er und dann in den frühen 1960er Jahren, als Mali von Frankreich unabhängig geworden war, waren Gleichheit und Gerechtigkeit die Ideale, die Coulibalys Eltern ihm eingeschärft hatten. Wenn es einem etwas besser ging als anderen im Dorf, war das nichts, worauf man sich etwas einbildete oder was man herausstellte, sondern es war etwas Peinliches. So winzig wie die Ungleichheiten gewesen sein mochten in ländlichen Gemeinschaften - eine Familie hatte vielleicht ein Radio oder ein Fahrrad, andere Familien hatten das nicht - Coulibaly hatte sich immer wieder Bestrafungen eingehandelt, wenn sein Vater erfuhr, dass er mit dem Radio angegeben hatte, das sie zu Hause hatten. Seine Mutter bereitete Mahlzeiten immer in der Erwartung vor, dass hungrige Besucher erscheinen würden: Wenn niemand kam, wurde das Essen ohne Aufhebens an Familien geliefert, die vielleicht eine schlechte Ernte gehabt hatten oder Krankheit in der Familie. Coulibaly sagte, dass dies die traditionellen Werte seien, die Mali bewahren müsse und wo sie verschwunden seien, müsse es versuchen, sie wiederaufleben zu lassen.

Tradition - noch lebendig, aber endgültig verschwindend in großen Teilen Afrikas - setzt das Wohlergehen der weit verzweigten Familie, des Clans, der ethnischen Gruppe und des sozialen Kollektivs an die erste Stelle. Tatsächlich hat wenig von dem, was viele Leute in Afrika jeden Tag tun, irgendetwas mit dem zu tun, was sie gern tun möchten. Was sie, als Individuen, tun möchten, ist nicht das Entscheidende. Es geht darum, Freude daran zu finden, Teil der Gemeinschaft zu sein, das kollektive Wohl über individuelle Wünsche zu stellen, die soziale Ordnung, Frieden und Glück zu erhalten.

Einige Monate bevor die malische Regierung den Oktober zum Monat der Solidarität erklärte, hatte ich an einer Dokumentation für die BBC gearbeitet über Betteln und die Auffassung von Wohltätigkeit in einem Land, wo so viele Menschen so wenig Geld haben. Ich hatte mir angewöhnt, einige wenige Münzen, die für mich kaum von Bedeutung waren, aus meinem Autofenster zu reichen - an Menschen, für die sie eine Mahlzeit oder zwei darstellten, Menschen, die sich an den Straßenrändern drängten und die Moscheen umkreisten auf der Suche nach Almosen: verkrüppelte Männer, Kleinkinder in Lumpen, ältere blinde Frauen, Zwillinge ohne Beine, die am Boden herumwuselten wie Krabben, indem sie ihren Torso mit den Armen fortbewegten.

Aber meine Bereitschaft zu geben verblasste vor der von Maliern, die oft nicht wohlhabend genug waren, in Autos herumzufahren, die manchmal aussahen, als seien sie selbst auf Almosen angewiesen und die den behinderten Bettlern auch Münzen und sogar Scheine zuwarfen. Ich erinnerte mich daran, was der Minister für Soziale Entwicklung in Burkina Faso mir gesagt hatte: Keine Anreize für Abhängigkeit und Betteln bei den *Garibouts* und anderen am Straßenrand, und ich fragte mich, wie ich mit diesem Thema umgehen sollte.

Um Einblicke in Wohltätigkeitsarbeiten im Land zu gewinnen, besuchte ich Mahamane Baby aus Timbuktu, der bei einer UN-Freiwilligen-Organisation arbeitete, um Armut in Mali zu bekämpfen. Er wies darauf hin, dass nach offiziellen Zahlen und Standards 70% aller Malier unter der Armutsgrenze lebten. Und was für eine Grenze das war! In Mali galt man offiziell erst als arm, wenn man weniger als 180 Dollar *in einem ganzen Jahr* verdiente. Das ist etwa halb so viel wie die BBC mir für die 8-Minuten-Reportage über Betteln, Armut und Wohltätigkeit in Mali bezahlte. "Ich bin immer überrascht, wie großzügig arme Menschen sind", sagte Mahamane Baby zu mir. "Wir arbeiten an einem Programm zur Linderung der Armut und gehen zu Menschen um ihnen zu helfen, aber wenn man sie besucht, sind sie bereit, ihre letzte Gans zu schlachten. Du sagst <nein, wenn du deine letzte Gans schlachtest, wirst du sterben>. Sie sind aber immer noch bereit es zu tun. Ich denke, das zeigt die Stärke des sozialen Zusammenhalts, wir haben sie von unseren Vorfahren mitbekommen und wenn es etwas gibt, was wir in unserer Kultur erhalten müssen, so ist es diese Solidarität." "Wenn Kultur einen Dollarwert hätte", sagte Mahamane mit einem Lächeln, "wären alle Malier Billionäre".

Dennoch widmet Malis "Ministerium für Soziale Entwicklung, Solidarität und Ältere Menschen" jedes Jahr einen ganzen Monat der sozialen Solidarität. Verblüfft und neugierig ging ich zum Ministerium und hörte zu, wie die Beamten

dort ihre eigene Gesellschaft mit Kritik überhäuften - direkt in mein Mikrofon. Sie sagten mir sehr ernsthaft, dass trotz meines gegenteiligen Eindrucks die traditionelle und legendäre Solidarität des Landes im Zusammenbruch begriffen sei und nichts mehr im Vergleich zu dem, was sie früher war. Neue importierte Werte stellten alte Verhältnisse auf den Kopf, zerstörten alte Verbindungen und Verpflichtungen, bis sie nicht mehr Bindungskraft hätten als Konfetti.

Eine winzige Minderheit - die sehr kleine Elite der politischen Klasse, die den Königen der neuen demokratischen Mächte im Lande nahestand, häufte riesiges privates Vermögen an und stellte es zur Schau. Diese Menschen bauten Paläste und jetteten nach Paris um dort ärztlichen Rat zu holen oder einfach zu shoppen und sie schickten ihre eigenen Kinder ins Ausland zu extrem teurer, privater Schulausbildung. Die überwiegende Mehrheit malischer Kinder hatte immer noch nicht die Mittel, mehr zu bezahlen als ein paar Jahre minderwertiger Elementarbildung an öffentlichen Schulen - ohne Lernmittel, Sitzgelegenheiten, elektrisches Licht, fließendes Wasser und manchmal ohne Lehrer.

Die neuen Eliten, sagten die Sozialarbeiter, beachteten die alten Regeln des Teilens und Kümmerns nicht und wendeten sich ab von der Tradition, die früher den Status des "Big Man" demjenigen verliehen habe, der *gab* und nicht dem, der seinen Reichtum hortete. Und deshalb, sagten sie, habe ihr Ministerium den Oktober zu einem Monat der Aufmerksamkeit für alle Bürger erklärt, die im neuen Mali ausgegrenzt würden, einem Land, das nun ärmlicher, kümmerlicher und moderner sei als vor Beginn von Auslandsverschuldung, Auslandshilfe und monetaristischem Dogma. Die Idee dahinter sei es, Malier zu warnen, sich nicht allzu bereitwillig den Zwängen des 21. Jahrhunderts zu beugen und sich nicht von importierten Werten vereinnahmen zu lassen, wie man sie in amerikanischen Seifenopern und im Satellitenfernsehen beobachten könne, von denen die Sozialarbeiter meinten, dass sie ein manisches Streben nach finanziellem Gewinn verbreiteten und damit ein falsches Gefühl von Sicherheit, ewiger Jugend und Schönheit.

Sie sagten, junge Menschen respektierten die älteren nicht mehr so wie früher und nicht so, wie sie es heute tun sollten. Die daraus entstandene ungesunde Verquickung importierter Popkultur mit verwässerter Tradition, sagten sie mir, habe zur Vernachlässigung von Gruppen wie Alten, Kranken und Behinderten geführt. Gut und schön, räumte ich ein, aber leider sähe das nicht nach einer Geschichte aus, die ich verkaufen könnte. Wie ich es auch in meinem Kopf hin- und herwälzte, ich konnte mir nicht vorstellen, wie eine Geschichte über Afrikaner, die Afrikanern helfen, in einem Land, von dem viele Menschen in Nordamerika nie gehört hatten, in deren Mainstream-Medien mitschwimmen könnte. Außerdem stimmte ich überhaupt nicht überein mit der verbreiteten vorgefassten Editorenmeinung über den Kontinent, die aus Afrika vor allem Nachrichten suchte, die sich konzentrierten auf Krankheit und Leiden, soziale Spannung und Streit, Konflikt und Tod oder darauf, wie westliche Hilfe oder Entwicklungshelfer daran arbeiteten, diese Probleme zu lösen.

So machte ich mich wieder auf den Heimweg und verlor die Sache aus den Augen. Bis ich einige Tage später am Abend in den Fernsehnachrichten sah,

dass die Ministerin selbst aus Anlass des Solidaritätsmonats einige der allerältesten Bürger von Mali besuchte. Ein Dutzend von ihnen wohnte direkt in Bamako und war deutlich über hundert Jahre alt. Das war genau der Anstoß - und der Aufhänger - den ich brauchte, um einen Weg zu finden, über soziale Solidarität in Mali zu berichten. Als Journalistin war ich an das Bewegen und Auftischen von Statistiken über die durchschnittliche Lebenserwartung in Afrika gewöhnt. Sie lag selten über 50 und gerade in diesen Tagen fiel sie weiter als Folge der HIV/AIDS - Pandemie. Aber natürlich stirbt nicht jeder jung in Afrika - wenn ein Kind erst einmal die extrem labilen ersten Tage, Monate und Jahre überstanden hat und schon mit mehr Infektionskrankheiten konfrontiert war als die meisten westlichen Immunsysteme in einem ganzen Leben, dann hat es oft ein reichlich langes Leben vor sich. Jedenfalls war das so bis zum Auftreten von HIV. Ein Bericht über extrem alte Menschen, die allen Statistiken trotzten, müsste eine Nachricht wert sein, meinte ich.

Früh am nächsten Morgen war ich am Telefon und rief wieder beim Ministerium an. Ich wollte sehen, ob ich meinen eigenen Höflichkeitsbesuch bei Hawa Sacko, Malis offiziell ältester Frau, arrangieren könnte. Die Sozialarbeiter waren schnell bereit, mich zu ihr zu bringen, d.h. mich zu begleiten, denn sie als öffentliche Bedienstete mit kläglichen Gehältern hatten keine Fahrzeuge zu ihrer Verfügung.

Auf engen aufgewühlten Erdwegen fuhren wir tief in das Labyrinth von Lehmwänden, das die Siedlungen der nördlichen Außenbezirke von Malis Hauptstadt charakterisierte. Hier wohnte Hawa Sacko. Wir ließen uns im Schatten eines großen Neem-Baumes nieder, dem einzigen bisschen Grün, das in dieser Gegend noch übrig geblieben war, um zu warten, während die Nachbarn gingen, ihr unsere Ankunft zu melden. Es war wieder so ein glühender Morgen in Bamako, aber an die Hitze dachte ich jetzt nicht. Ich war begeistert, genau da zu sein, wo ich jetzt war: auf einem Tuch sitzend, das über gebackene Erde in dieser kleinen Aussparung zwischen Lehmhäusern ausgebreitet war, während die Sozialarbeiter vom Ministerium mir erzählten, was sie über die Frau wussten, die wir sehen wollten. Eine Frau, deren Schönheit ihr Alter war, was man in Mali schon immer geehrt hatte.

Sie sagten mir, dass sie Hawa Sackos Alter nach deren eigenen lebhaften Erinnerungen an die Jahre Ende des 19. Jahrhunderts geschätzt hätten. Sie hatte auch eine nachträgliche Geburtsurkunde, ausgestellt um die Jahrhundertwende durch die französische Kolonialverwaltung, als man sie ausführlich dazu befragt hatte, an welche historischen Ereignisse im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts sie sich selbst erinnere. Wenn die Franzosen die Geburtsurkunde richtig ausgestellt hatten, dann erstreckte sich Hawa Sackos Leben über drei Jahrhunderte. An dem hellen und sonnigen Oktobermorgen, als ich sie besuchte, war sie 125 Jahre alt und näherte sich 126. Das machte sie zum ältesten Menschen der Erde mit ganzen zehn Jahren Abstand. Aber die Rekord-Hüter der Welt bei Guinness hätten das natürlich nicht anerkannt, weil der Titel nur Menschen mit Geburtsurkunden vorbehalten ist, die Guinness anerkennt. Das schließt fast jede ältere Person in Afrika aus - und in vielen Teilen der Welt, wo Staaten erst in jüngster Zeit begonnen haben, Statistiken über Lebensdaten aufzuzeichnen.

Mit der Hilfe eines ihrer Ur-ur-Enkel brachte Hawa Sackos einziger überlebender Sohn von bloß 95 Jahren sie über die Schwelle und heraus aus ihrem kleinen Lehmhaus. Sie setzten sie sanft auf das Tuch, das unter dem Neem-Baum ausgebreitet war. Dort waren einige Dutzend Nachbarn und Freunde versammelt. Zu unserem Empfang hatte Hawa Sacko sich in ein hellgrün und orange bedrucktes Gewand gekleidet und ihren Kopf mit einem Schal aus weißen Tressen bedeckt. Sie war klein und gebrechlich und konnte sich nicht mehr allein aufrecht halten. Als sie bequem an den Baum gelehnt war und die langdauernden Runden von Guten-Morgen-Begrüßungen beendet waren, stellte ich meine erste Frage. Ich wollte wissen, wie sie sich als ältester Mensch von Mali, vielleicht sogar der ganzen Welt, fühlte. Es war kompliziert, ihr diese Frage zu übermitteln. Ihr Gehör war nicht mehr wie früher und Hawa Sacko sprach Bambara, nicht Französisch, die offizielle Sprache ihres Landes. Also musste ich meine Frage zuerst in Englisch stellen wegen der Minidisk, auf die die Unterhaltung aufgezeichnet wurde, dann musste ich sie schnell in Französisch formulieren für die Sozialarbeiter, die sie für Hawa Sackos Sohn, der direkt neben ihr saß, in Bambara übersetzte. Er gab die Frage schließlich weiter, sehr viel lauter und direkt ins Ohr seiner Mutter.

Ich habe mich gefragt, was bloß mit meiner Frage geschehen war bei der Übersetzung, denn als sie ihre Ohren erreichte, fing Hawa Sacko an zu lachen. Ihr ganzer Körper wurde durchgeschüttelt bei dem keuchenden Lachen und bald lachten wir alle mit: ihre zahlreiche Familie, die Sozialarbeiter und die Nachbarn, die zusammengekommen waren, um zu sehen, was hier los war.

Als sie endlich sprach und ihre Worte auf Französisch zu mir zurückgemeldet wurden in diesem langen sprachlichen Kreistanz, war ihre Antwort schließlich: "Ich kann nicht älter sein als meine Mutter". Da mussten alle noch einmal lachen. "Ich soll älter sein als alle lebenden Menschen. Dazu kann ich nur sagen, dass ich älter bin als alle lebenden Menschen, die ich kenne. Ich kann aber nichts sagen über all jene Menschen, die ich nicht kenne, also nicht, ob ich nun wirklich älter bin als sie oder nicht."

Als Nächstes wollte ich Zahlen und Fakten herauskriegen, ohne die kein Journalist leben kann. Ich wollte etwas wissen über ihre eigenen Nachkommen, wie viele, ihr Alter und solche Sachen. Das nahm eine Menge Zeit in Anspruch, denn die Quantifizierung von Menschen ist keine afrikanische Tradition, und Afrikaner vom Land müssen häufig innehalten und laut zählen, um die Zahlen zustande zu bringen, mit deren Suche wir Ausländer verdammt sind, unser Leben zu verbringen. Sie sagte, sie habe alle bis auf eins ihrer sieben Kinder überlebt, und dieser überlebende Sohn spreche jetzt gerade mit mir. Sie hatte drei Enkelsöhne und zehn Urenkel. Ihre Ur-Urenkel konnte sie nicht alle zählen, aber sie wusste, dass sie eine Ur-Urenkelin hatte.

Nach all diesen Statistiken wollte ich nun erfahren, was sie von ihrer Jugend noch wusste, einer turbulenten Zeit in Westafrika mit Eroberungen durch die Franzosen, die die Bevölkerung in die Unterwerfung knüppelten und Land raubten, das dann eine riesige Kolonie bilden sollte von der westafrikanischen

Küste bis hin zum Tschadsee. Entgegen der populären Vorstellung oder eigentlich entgegen den Geschichtsaufzeichnungen der Franzosen, wonach die Afrikaner sich völlig widerstandslos ergeben hätten, gab es einige afrikanische Führer und Gruppen, die erbittert kämpften, um die Kolonialmächte draußen zu halten.

Einer von ihnen war König Babemba Traoré in der malischen Stadt Kéné Dougou, der eine gewaltige Mauer um seine Stadt baute, die Hauptstadt des Königreichs Senoufou von Kéné Dougou. Das war die letzte Bastion afrikanischen Widerstands gegen die französische Invasion. 1898 war Kéné Dougou (heute bekannt als Sikasso) mit 40.000 Einwohnern die zweitgrößte Stadt in Westafrika - nach Kano im heutigen Nigeria. Die Mauer, von der heute noch Reste stehen, war 12 km lang und 6 Meter dick an der Basis, 5 Meter hoch und einen Meter dick am oberen Rand. Das reichte aber immer noch nicht, um französische Kanonenkugeln und französischen Eroberer aufzuhalten, die die Stadt angriffen und im May 1898 einnahmen.

König Babemba hatte sich verbürgt, dass die Franzosen sein Königreich nur über seinen toten Körper einnehmen würden, und als seine Mauer dann fiel, ließ er sich und seine Frau lieber von seinem Adjutanten erschießen als sich einer demütigenden Gefangennahme auszusetzen. Das ist jedenfalls die malische Version. Es überrascht nicht, dass die französischen Geschichtsbücher behaupten, die Franzosen hätten ihn ihrerseits erschossen. Aber es gab noch einen anderen Widerstandskämpfer in der Region. Almamy Samory Touré kämpfte jahrelang gegen die Kolonialherren. Nach den französischen Geschichtsbüchern war Touré ein blutrünstiger Tyrann. Nach Malis Historikern des gesprochenen Worts war er ein Freiheitskämpfer und afrikanischer Held, der im späten 19. Jahrhundert ein Reich beherrschte, das sich über große Teile des heutigen Mali, über Guinea, die Elfenbeinküste, Burkina Faso und Ghana erstreckte. Er führte eine Armee von 60tausend Mann an, mit einer Elite-Kavallerie und einem Netz von Spionen über ganz Westafrika, wo er den Kampf gegen französischen und britischen Kolonialismus führte.

Der malische Historiker Bakary Kamian erzählte mir, dass Samory "den französischen Mythos, dass Afrikaner jedes Mal davonliefen, wenn ein Gewehr auf sie gerichtet sei" Lügen strafte. Nicht nur, dass er niemals vor französischen Gewehren davongelaufen sei, vielmehr habe er seine eigene Blacksmith-Nachbildung und eine Fabrikation originalgetreuer Kopien von ihr gehabt, die erste in Afrika. Schließlich wurde er von den Franzosen gefangengenommen und nach Gabun geschifft, wo er seine letzten Tage in Gefangenschaft verbrachte, bis er 1900 starb.

Malische Historiker stimmen darin überein, dass Samory skrupellos war. Von ihm wird berichtet, dass er drei seiner eigenen ungezogenen Kinder exekutierte, um seinem Volk einzuhämmern, dass niemand über dem Gesetz stehe. Diese fürchterliche Seite von Almamy Samory Touré war es, die Hawa Sacko im Oktober 2002 vor mir wieder erstehen ließ - in Erinnerungen, mehr als ein Jahrhundert alt. "Ich erinnere mich so deutlich, wie Almamy Touré im Anmarsch war", sagte sie mit ihrer ruhigen, krächzenden Stimme. "Als man uns sagte, dass

Touré käme, geriet ich in Panik. Es hieß, er öffne, schwangeren Frauen den Bauch, um zu sehen, was darin war; er tötete sein eigenes Kind, weil es ihm nicht gehorcht hatte, und man sagte, dass er Kinder auf einem Grill verbrannte, wenn sie nicht mit ihm gingen; er nannte sie <gegrillte Erdbirnen>."

Dann begann sie über die Franzosen zu sprechen. "Als die weißen Männer kamen, waren die noch schlimmer", sagte sie. Sie fingen unsere Männer und brachten sie auf die andere Seite des Flusses, um sie zu töten. Wenn sie dich fangen wollten, kamen sie direkt zu deinem Haus und schlugen sogar deine Wand ein. Wir gaben ihnen etwas zu essen, und sie gaben es ihren Pferden. Wir opferten sogar ein Schaf und gaben ihnen das Fleisch und sie gaben es ihren Pferden, anstatt es mit uns zu teilen."

Sacko erinnerte sich, wie einfach und geordnet das Leben damals war. Frauen nähten ihre eigenen Kleider und arbeiteten in den Feldern, sie gingen zum Markt oder kochten, das Baby immer auf dem Rücken. "Geld existierte nicht einmal", sagte sie. "Wir lebten alle zusammen." Sie sagte mir, dass ihre Augen und Ohren nicht mehr seien wie früher, aber dass ihr allgemeiner Gesundheitszustand noch gut sei. In ihrem langen Leben sei sie nur einmal in einem Krankenhaus gewesen, um einen Arzt aufzusuchen und das nur, weil, wie sie es ausdrückte, "jemand einen Zauberspruch über mich geworfen hatte"; es war keine physische Krankheit. Als ich sie bat, mir das Geheimnis ihres langen und gesunden Lebens zu verraten und sie fragte, was ich tun müsste, um so lange und so gut zu leben wie sie, lachte sie lange und rau, ehe sie antwortete. "Da gibt es keine Geheimnisse", sagte sie. "Ich habe nichts Besonderes gemacht. Ich habe normal gegessen. Aber ich habe meinen Glauben an Allah bewahrt und Er gewährte mir ein langes und gesundes Leben".

Nach fast jeder modernen Definition war Hawa Sacko arm. Sie lebte äußerst bescheiden in einer Lehmbehausung und hatte einige Mitglieder ihrer großen Familie im weiteren Umkreis von Lehmhäusern und Lehmpfaden. Kein fließendes Wasser, keine Elektrizität. Ein kleines Tuch zum Sitzen, wenn sie Besucher empfing. Aber konnte man diese ehrwürdige, rüstige und humorvolle Frau, die ein volles und gesundes Leben in drei Jahrhunderten gelebt hatte, wirklich arm nennen?

Ich fing an - endlich - zu begreifen, dass es ein schlimmer Fehler war, den Mangel von materiellen Gütern und Geld in weiten Teilen Afrikas gleichzusetzen mit wirklicher Armut und ihren sozialen Problemen: Drogen, Prostitution, brutale Bandenkriege, Kriminalität, Alkoholismus und körperlicher oder emotionaler Missbrauch innerhalb von Familien, die man oft in Großstadtlums findet, in reichen wie in armen Teilen der Welt. Die Armut, die ich in Kibera sah, in Nairobis riesenhaftem nicht enden wollenden Slum oder in Elendsvierteln von Sierra Leones Hauptstadt, Freetown, voller Leiden, Kriminalität, Dreck und all den städtischen sozialen Problemen des Drogenmissbrauchs und der Gewaltkriminalität, kann nicht verglichen werden mit dem Mangel an Geld und Annehmlichkeiten, die man in ländlicheren Gebieten und in städtischen Nachbarschaften findet, die eigentlich verpflanzte Dörfer sind und auch wie solche funktionieren.

Selbst wenn ich verstand, dass es ein Fehler war, anzunehmen, dass physisches Elend Armut bedeutete, machte ich diesen Fehler doch fast täglich in Westafrika. Ich ergab mich häufig trüben Stimmungen, wenn mein Blick durch Gedanken an das Leben in Nordamerika verstellt war. Wenn ich nur auf die physischen Gegebenheiten in Bamako sah, wurde ich oft blind für den unglaublichen Reichtum dort in den Köpfen und Seelen von Menschen, die tief verwurzelt waren in ihrer eigenen reichen Geschichte und Kultur.

Neuankömmlinge von anderen Teilen des Planeten meinen oft, dass Städte wie Bamako voll niederdrückenden Leidens und Elends seien. Aber hinter vielen dieser bröckelnden Mauern sind ziemlich gesunde und offensichtlich glückliche Menschen, die ein schwieriges aber würdiges Leben führen. Ja, sie müssen mit vielen großen Problemen zurecht kommen, die mich in einen Abgrund von Verzweiflung und Depression stürzen würden. Aber bei all den Problemen und Nöten, mit denen sie sich jeden Tag auseinandersetzen müssen und bei denen es oft um Leben oder Tod geht, bleiben viele Malier - wie die meisten Afrikaner - stoisch und heiter, voller Humor. Sie sind beides: ergeben in das Schicksal, das Gott oder Allah für sie bereithält und ebenso bereit, auf jede Gelegenheit aufzuspringen, die ihnen begegnet, um ihr Los im Leben zu verbessern. Es ist sicherlich hilfreich, dass sie in einigen Ländern oder Teilen von ihnen noch Reste ihrer reichen Kultur haben, auf die sie sich zurückbesinnen können.

Viele Afrikaner, die ich kenne, sind tief religiös, und wenn es ihnen nicht gelingt an Geld heranzukommen oder an eine ordentliche Ausbildung, an eine Gesundheitsversorgung oder an ein Visum für ein Land, wo sie Geld verdienen könnten, dann ist das Gottes (oder Allahs) Wille. Da gibt es keinen Grund zur Klage. Und tatsächlich: Sich zu beklagen würde bedeuten, danach zu fragen, warum Gott manche reich und manche arm gemacht hat.

Neu angekommene Fremde (und auch Langzeit-Besucher wie ich) sind tief berührt von dem Elend - dem schrecklichen Zustand der schmutzigen Straßen, die keine Abflussvorrichtung haben und als Abwasserkanal dienen, den Bergen von Müll und Plastik, die drohen, das ganze Land unter sich zu begraben, den giftigen Qualmwolken, die entstehen, wenn Bewohner diese Müllhalden abbrennen wegen Mangels an anderweitiger Abfallbeseitigung, berührt von den Bettlern, die manchmal erschreckende Missbildungen und Handicaps haben und von dem bloßen Durcheinander entstehender Städte, in denen Märkte, Straßen und Behausungen ineinander übergehen zu einem riesigen schauderhaften und chaotischen Wirrwarr. All das ist überwältigend. Dabei kann man leicht die bemerkenswerte menschliche Fähigkeit, sich an solche dichtbevölkerte, enge und schwierige Umgebungen anzupassen aus den Augen verlieren und ebenso den kulturellen Reichtum dort überall.

Ein Sprichwort in Ghana sagt "Fremde sind wie Kinder", Fremde, die als Besucher von anderen Orten kommen. Wie Kinder wissen wir Ausländer oft nicht, wie wir uns verhalten sollen, wenn wir in Afrika sind. Meine Erfahrung hat mir gezeigt, dass wir zu falschen Schlüssen kommen, wenn wir ohne Grundlagen und einige Zeit zu lernen gleich versuchen zu interpretieren, was wir hören und

sehen. Nick, ein irischer Landwirtschaftsforscher, der in Westafrika aufgewachsen war und in Kenia arbeitete, beschrieb mir den Besuch von einem seiner englischen Bosse, einem von denen, die Entscheidungen darüber fällten, welche wichtigen landwirtschaftlichen Forschungsprojekte finanziell unterstützt werden sollten und welche nicht. Sie waren einige Zeit gefahren und Nick hatte die drückende Armut von Bauern im westlichen Kenia beschrieben, wo der Grundbesitz winzig war und Landwirtschaft, um eine Familie zu ernähren, äußerst schwierig. Als sie so mit ihrem Landrover über Land fuhren, einem neuen Modell mit allem Komfort, wendete sich sein Boss aus dem Vereinigten Königreich zu Nick und fragte, was er denn bloß hätte: „Guck doch all diese Leute an, wie sie uns zulächeln und winken. Sie sehen nicht aus, als ob sie litten.“

Ich war selbst in Westafrika mit eingeflogenen Experten aus Europa und Nordamerika gereist, die, nachdem sie einige Stunden lang Leuten zurückgewinkt hatten, die am Rand der langen, heißen Sahara-Fahrbahn standen, zu dem Schluss kamen, dass die Leute hier draußen sehr freundlich seien. Das stimmt, und in ländlichen Gebieten ist es bei Dorfbewohnern normal, vorbeikommenden Fremden zu winken und sie zu grüßen. Aber in diesem Fall waren die Experten im Irrtum. Die an diesem Tag an einer Hauptdurchfahrtstraße winkten, waren nicht freundlich. "Sie winken uns, damit wir anhalten und sie mitnehmen", entgegnete mein Mann. "Sie warten hier den ganzen Tag, dass ein Fahrzeug vorbeikommt".

Bei solchem Mangel an Infrastruktur und Komfort sind Afrikas Charme und Zauber nicht immer sofort erkennbar für diejenigen von uns, die hereingeflogen kommen aus geordneteren, reicheren - und normalerweise kühleren - Teilen der Welt. Die überwiegend guten Manieren und das Lächeln in Mali - wie überall in Afrika - weisen auf etwas ganz Außerordentliches hin, sicherlich wert, kopiert zu werden für den Export. Durchdringt man einmal die Oberfläche, beginnt man unerschöpfliche Schätze zu entdecken, einen Irrgarten ungeschriebener sozialer Regeln und Etiketten, sozialer Rollen und sozialen Zusammenhalts, die sich jeder Beschreibung entziehen, erst recht einer Erklärung.

In Mali gibt es sehr wenig schwere Kriminalität, keine Furcht auf den Straßen und es gibt ein sehr starkes moralisches Pflichtgefühl. Was macht Mali und andere Länder der Region, die einmal Teil des Mali-Imperiums waren, zu solchen Leuchttürmen des Friedens, wenn nicht materieller Wohlstand? Ich wünschte, Afrika könnte dieses Geheimnis mit der übrigen Welt teilen. Aber damit dies geschieht, muss die übrige Welt zuhören.

Kapitel 16, Seite 336 bis 352

Übersetzung: Renate Mantel

Die Bibliothek brennt

Wenn in Afrika ein alter Mensch stirbt, geht jedes Mal eine Bibliothek in Flammen auf.

Amadou Hampate Bâ, malischer Autor und Philosoph

Der Oktober hieß in Mali offiziell "Monat der sozialen Solidarität". Für mich machte das so viel Sinn wie eine Erklärung aus Ottawa, dass der Februar offiziell "Monat von Schnee und Kälte in Kanada" genannt würde. Ich habe das nicht verstanden - aber das passierte mir öfters. Nie habe ich in einem Land gelebt - und ich hatte in etlichen gelebt bis es uns 1997 dorthin verschlug - das einen so engen Zusammenhalt hatte wie Mali. Jeder schien mit jedem verwandt zu sein, jedenfalls, wenn man weit genug zurückging, und Malier gingen tatsächlich genügend weit zurück. Ich habe selten einen Erwachsenen getroffen, der seine Vorfahren nicht viele Generationen zurückverfolgen konnte, über Hunderte von Jahren.

Aber Frieden und Verständigung zwischen Menschen sind keine Nachrichten, und das ist einer der Gründe dafür, dass die Durchschnittsmedien das Bild von Afrika stark verzerrt haben, indem sie scheußliche Stereotype entwarfen von blutrünstigen Menschen auf dem Kontinent, begierig, lieber zu kämpfen als zu reden. Manchmal erlebte ich afrikanische Toleranz, wo ich in meiner impulsiven westlichen Art inakzeptable Ungerechtigkeiten von Seiten der Autoritäten sah und ich fragte Afrikaner, warum sie nicht einfach rebellierten, auf die Straße gingen, an die Türen schlugen oder denen die Türen einschlugen, die ihre Rechte missbrauchten.

Als wir Anfang der 1990er Jahre im nördlichen Ghana wohnten, drosselten die örtlichen Bediensteten der Wasser- und Abwasser-Gesellschaft regelmäßig den Nachschub an Wasser oder sie bemühten sich nicht, Rohre für den Durchfluss zu reparieren. Es konnte sehr viel mehr Geld verdient werden, wenn man Leuten Wasser aus Tanks an der Straße in Eimern verkaufte, obwohl dieses Wasser häufig unsauber und voller Guinea-Wurm-Parasiten war. Weil ich einen großen Wassertank hinter dem Haus hatte, standen die Frauen der benachbarten Dörfer jedes Mal, wenn so etwas passierte, an meiner Tür Schlange und fragten, ob sie ihre Eimer füllen könnten. Bald quoll eine unübersehbare Menge der Nachfragenden durch mein Tor. Ich fragte, warum sie nicht bei den Behörden protestiert hätten. Sie erzählten mir, dass sie das getan hätten, aber einige der Protestierer, die Türen und Fenster der Regionalverwaltung eingeschlagen hätten, seien verschwunden und nie mehr gesehen worden. Eine ältere Frau sah mich einige Augenblicke finster an, ehe sie sich mit einem Seufzer an mich wandte, als spräche sie zu einem Kind, das sich schlecht benommen hatte (und so musste ich ihr erschienen sein), "Madam", sagte sie in undeutlichem Englisch,

"das ist für Gott. Wenn Gott zu viel gibt, wollen wir mehr und mehr. Darum nimmt Gott manchmal etwas zurück um uns zu erinnern, dass wir dankbar sein müssen für die Segnungen, die uns zuteil wurden. So ist das."

Wenn ich in Kamerun stundenlang zuhörte, wie Freunde offen (in der Privatheit ihrer Häuser) auf Präsident Paul Biya und die Korruption in ihrem Land schimpften, fragte ich oft, warum sie sich zurücklehnten und es hinnähmen, statt etwas zu "unternehmen". "Wir sehen uns um, wo Leute etwas <unternehmen> ", antwortete ein besonders redegewandter und scharfsinniger junger Mann in der Weststadt von Foumban. "Was können wir tun? Biya's ausländische Freunde würden kommen, ihn zu retten, wenn wir versuchen würden, ihn zu stürzen. Also haben wir die Wahl: Wir können in Frieden leben, die Füße still halten und akzeptieren. Oder wir können einen Krieg beginnen. Guck dich um in Afrika. Hat Krieg jemals ein Problem gelöst? Wenn wir einen Krieg beginnen, wissen wir nicht, wie wir ihn beenden können. Lieber bleiben wir, wie wir sind, arm aber in Frieden."

Mali hat einen riesigen Vorteil gegenüber vielen anderen afrikanischen Ländern, die in Europa im Gerangel um Afrika auf einer Karte eingezeichnet wurden. Die Karte brachte Dutzende von ethnischen Gruppen zusammen, trennte andere ab und führte zu kolonialer Macht, die eine Handvoll dieser Gruppen gegenüber anderen bevorzugte und damit erbitterten Wettbewerb und heftige ethnische Spannung erzeugte innerhalb der neu geschaffenen Nationen. Mali hat eine gewisse historische Einheit, weil es Teil vieler alter Imperien war. Es umfasst ein Dutzend ethnischer Gruppen, die von der Geschichte eher zusammengehalten als getrennt werden. Im letzten Jahrhundert gab es nur einen offen ethnischen Zwist im Land: Die sechs Jahre andauernde Rebellion der nomadischen Berber im Norden, der Tuareg.

Die Tuareg strebten nach Selbstbestimmung und einer eigenen Nation in der Sahara-Wüste, um die berberische Bevölkerung von Mauretania bis zum Tschad zu verbinden. Sie taten das mit logistischer, finanzieller und militärischer Unterstützung des Mannes, dem es gefiel - in den 1970ern, 1980ern und 1990ern - französische, britische und amerikanische Interessen in Afrika herauszufordern: Libyens Muammar Gaddafi.

Wie die Mauren im nördlichen Mali und in Mauretania, sahen auch die Tuareg sich selbst als eher arabisch und "weiß" an im Vergleich zu den subsaharischen Afrikanern, was leider auch bedeutete, dass manche sich ihren malischen Mitbürgern, die ein dunkleres Gesicht hatten, überlegen fühlten, besonders den Songhai, mit denen sie in nördlichen Städten wie Gao und Timbuktu zusammenlebten. Die Tuareg meinten auch - und das mit Recht - dass sie durch die Regierung in Bamako vernachlässigt worden seien. Jede Spannung, die innerhalb des anderen Dutzend ethnischer Gruppen in Mali hätte sein können, wird verhindert oder zerstreut durch die gemeinsame Geschichte. Ein Jeder scheint gebunden durch ein ausgedehntes und höchst komplexes Gebilde sozialer Bande. Diese beginnen mit der Familie. Und Familien sind schon sehr komplex und groß in einer polygamen Gesellschaft, in der ein Mann mehrere Frauen haben darf und Geschwister, Halbgeschwister, Cousins ersten, zweiten

und noch entfernteren Grades als Brüder und Schwestern betrachtet werden; und alle Tanten und Onkel gelten als Mütter und Väter, alle Großeltern und deren Verwandte als Eltern. Das Sprichwort "Es braucht eine Gemeinde, um ein Kind aufzuziehen" passt hier wunderbar.

Es gibt auch religiöse Bande - die meisten Malier sind Moslems und beten also zusammen. Andere hängen alten traditionellen Religionen an und eine kleine Minderheit - zwischen 3 und 10 Prozent, je nachdem, wer zählt - ist christlich. Aber alle Spaltungen, die Religion vielleicht hätte bewirken können, werden überwunden durch historische Bindungen und durch die Kultur von Toleranz und gegenseitigem Respekt, die die Oberhand gewinnt. Entgegen verbreiteten westlichen Vorstellungen wird diese Kultur im größten Teil von Westafrika durch islamische Führer gefördert.

Religiöser Glaube ist oft untrennbar verbunden und vermischt mit vorislamischen und vorchristlichen Traditionen. Die Ursprünge der traditionellen Jäger-Gesellschaften in Westafrika reichen tausend Jahre zurück. Es soll bei ihnen mystische Kräfte geben, die ihnen erlauben, mit wilden Tieren zu kommunizieren. Bei einem Festival traditioneller Jäger in Bamako sah ich, wie sie mit Hyänen an der Leine herumspazierten als seien die zahme Hündchen und Pythons glitschten brav hinter ihnen her, als seien sie zur Unterwerfung hypnotisiert. Während manche die Järgergesellschaften beschuldigen, die übriggebliebene Wildlife-Population zu dezimieren, sagten die in Mali aus der ganzen Region versammelten Jäger, dass Respekt und Kenntnisse sie zu Bewahrern der Tiere machten. Sie führten den Verlust von wilden Tieren auf den Verlust von Waldgebieten zugunsten von Farmland und Viehzucht zurück und beschuldigten Großwildjäger aus dem Ausland. Sie verstehen sich auf die Deutung des Himmels, der ihnen wichtige Kenntnisse für Orientierung und Wegsuche gibt. Die Beherrschung traditioneller Medizin vermittelt ihnen Heilungsfähigkeiten. Man sieht sie auch an als Beschützer ihrer Gemeinschaften, weil sie manchmal bei Konflikten hinzugezogen werden, so wie in Sierra Leone, um die Rebellen-Streitkräfte zu bekämpfen und in der Elfenbeinküste, wo sie sich den Rebellen im Norden des Landes anschlossen. Die traditionellen Jäger-Gesellschaften sind äußerst verschwiegen und sie bilden einen eigenen Block von Solidarität, der fast undurchdringlich ist und kaum sichtbar für Außenstehende, selbst wenn diese aktiv versuchen, etwas von diesen alten Gesellschaften zu verstehen und zu lernen.

Dann gibt es Clans, die durch gemeinsame Vorfahren verbunden sind, die gleiche oder verwandte Namen haben. Die ethnischen Gruppen, Menschen, die verschiedene Sprachen sprechen, mit verschiedener Geschichte und Kultur, sind für immer miteinander verbunden durch solche sozialen ererbten Gruppenzugehörigkeiten, die quer durch die verschiedenen Ethnien gehen - die Adligen und die Übrigen, diese Menschen von Kaste, die von Griots, Schuhmachern, Schmieden und Webern abstammen.

Es gibt auch Gruppen von Menschen, die von früheren Sklaven abstammen, denen man vor langer Zeit die Namen ihrer damaligen Besitzer gegeben hat und die sich nicht gerne bekennen zu ihren sozial wenig beneidenswerten Wurzeln. Bei den Tuareg in Malis Norden gibt es das Volk der Bella, die immer noch als

Sklaven betrachtet werden, weil sie die untergeordneten Arbeiten für eine noble Familie erledigen und dafür durch ihre Herren genährt und gekleidet werden - wenn es auch so etwas wie Kaufen und Verkaufen dieser Sklaven nicht gibt.

Das alles wird noch abgerundet durch jenen sozialen Klebstoff, der auf Französisch *Cousinage* heißt, eine schwache Übersetzung für den Ausdruck *Sinankunya* in Bamako; dies ist ein Phänomen, das es in keiner europäischen Gesellschaft oder Sprache gibt. Es bedeutet, dass, wenn deine Vorfahren ein Abkommen geschlossen haben, deine Familie oder deinen Clan an eine andere Familie oder einen anderen Clan zu binden - wahrscheinlich vor einigen hundert Jahren und meistens unter Ablegen von Gelöbnissen in einer aufwändigen Zeremonie - du verpflichtet bist, diese alten Bindungen zu respektieren. Die sind wie ein Blutschwur und können dir verbieten, in eine andere ethnische Gruppe oder Kaste darin zu heiraten, aber wichtiger noch: Sie können dir verbieten, mit irgendjemandem von diesen Familien oder Clans in Fehde zu liegen oder zu kämpfen. Das ist so kompliziert, dass wenige von uns Ausländern so richtig dahintergekommen sind, selbst wenn wir beobachten konnten, wie *Sinankunya* wirkte und den Frieden in Mali aufrecht erhielt.

Das beste Beispiel, das ich jemals erlebte, war auf der Straße, als ein Mann mit seinem Moped in das glänzende Heck eines französischen *Sedan* fuhr. Die beiden Fahrer waren nicht verletzt, jedenfalls nicht physisch, aber ihre Fahrzeuge waren es. Die beiden beschuldigten sich gegenseitig und schrien, dass der andere bezahlen müsse. Bis sie bei ihrer Auseinandersetzung einmal eine genügend lange Pause machten, um sich gegenseitig nach ihren Familiennamen zu fragen. Auf einmal schüttelten sie sich die Hände und machten Frieden durch Körpersprache und freundliche Scherze. Der eine Fahrer stieg wieder zurück auf sein beschädigtes Moped, der andere zurück in seinen beschädigten Peugeot und ab fuhren sie.

Ein erfahrener amerikanischer Entwicklungsexperte, der 20 Jahre in Westafrika zugebracht hatte, sagte mir eines Tages, "das Problem mit Mali" sei, dass "die Leute sich nicht ändern wollen" und dass sie "rückwärts gerichtet" seien.

Nicht lange danach war ich bei einer Konferenz afrikanischer Historiker in Bamako, die zusammengekommen waren, um sich Gedanken über das Schicksal afrikanischer Kultur im 21. Jahrhundert zu machen. Bei dieser Konferenz war auch Pierre Claver Hien, der Professor für Geschichte an der Universität von Ouagadougou im benachbarten Burkina Faso, der mir ausführlich etwas über das Thema "Kasten" in Mali erzählte. Hien beschrieb sich selbst als "ein Kind der Revolution des verstorbenen Thomas Sankara" und einen Überlebenden dieser Ära. Er sagte, dass er immer noch die meisten Ideale unterstütze, für die Thomas Sankara eingetreten sei, allerdings nicht die Methoden und die Eile der Veränderung. Er glaubte nicht, dass Burkina Faso oder Mali oder irgendein anderes afrikanisches Land es sich leisten könnte, seine eigenen Traditionen abzuschaffen, statt sie in einem langsamen Übergang, zu etwas speziell Afrikanischem zu entwickeln, nicht nur zu einer ärmlichen Kopie des Westens. "Wir müssen unsere Klugheit benutzen", sagte er mir. "Ich liebe Tradition, ich bin Historiker, und wenn man Tradition unterdrückt, bekommt

man das Gegenteil von dem, was man wollte. In Burkina Faso versuchte Sankara zu schnell die Tradition zu unterdrücken, und viele gute Seiten dieser Tradition brachen zusammen. Kinder ersetzten traditionelle Werte durch Dinge, die sie im europäischen Fernsehen lernen und in Schulen, die europäische Fächer unterrichten. Sankara sagte, weibliche Beschneidung sei schlecht, und es wurden Gesetze erlassen, sie zu verbieten. Das führte dazu, dass sich alle beschnittenen Frauen - das ist die große Mehrheit der Frauen in Burkina Faso - schmutzig und traurig fühlten, sehr, sehr traurig. Heute haben wir in meinem Land eine soziale Krise; Es gibt keine Werte, nur Geld. Tradition schützt uns vor vielen schlechten Einflüssen, was man nachts in unseren Städten sehen kann, in der gebrochenen Gesellschaft, wo die jungen Leute alles machen für Geld."

Ich habe oft afrikanischen Freunden zugehört, die erklärten, wie sie ihren allerletzten Penny einem entfernten Verwandten geben mussten, einem Verwandten in dieser losen, offenen, afrikanischen Definition von "verwandt". Das konnte für eine Hochzeit sein, um Schulgeld zu bezahlen, für medizinische Versorgung, oder ein Beitrag für ein Ticket nach Europa (oder manchmal für ein gefälschtes Visum und einen falschen Pass, um einen Verwandten nach Europa oder Nordamerika zu schicken) oder einfach, weil ein bedürftiger Freund oder Verwandter um Geld gebeten hatte und sie nicht ablehnen konnten, da das bei den gegebenen sozialen Regeln ganz undenkbar gewesen wäre. Ich habe mir manchmal all die sozialen Bande, die Malier zusammenhielten, wie eine Zwangsjacke vorgestellt, gewebt aus so vielen Fäden, dass allen die Hände gefesselt waren und individuelle Freiheit erwürgt, nicht mehr vorhanden war.

Das passte natürlich nicht mit der Welt zusammen, in der ich aufgewachsen war, die ich kannte und also als "Norm" akzeptierte. "Normal" erschien diese natürlich nur, weil ich mit ihr großgeworden war. Von dem neuen Standpunkt aus, den mir Jahre der Abwesenheit von zu Hause ermöglicht hatten, preist die moderne Welt des materiellen Wohlstands die individuelle Leistung und fördert Reichtum mit der individuellen Freiheit, ihn in riesigen Mengen anzuhäufen oder sorglos für ein ständig wachsendes Angebot verfügbarer Konsumgüter auszugeben. Diese moderne Welt scheint unerfreuliche menschliche Züge zu begünstigen wie Besitzgier, Selbstsucht und Maßlosigkeit. Das sieht nicht ganz so zivilisiert aus, wie ich früher dachte.

Im Westen verlangen wir im Allgemeinen von Kindern, dass sie freundlich und kontaktfähig sind, versehen diesen Rat aber mit Warnungen, sich von niemandem ausnutzen zu lassen und Nummer eins nicht aus den Augen zu verlieren - sich selbst und vielleicht noch die Kernfamilie. Erfolg im Leben ist oft gleichgesetzt mit Vermögensanhäufung und Geld. In dieser Hinsicht sind Mali und viele andere Länder in Afrika noch keine modernen Gesellschaften und Staaten. Sie haben vielleicht den Anschluss an die moderne Welt in dem Sinne gefunden, dass Geld jetzt eine enorm große Rolle spielt. Das Problem ist, dass die meisten Menschen in Mali (und in vielen anderen afrikanischen Ländern) nicht viel Geld haben, das eine Rolle spielen könnte. Das Steuersystem ist noch in den Kinderschuhen, das staatliche Wohlfahrtsnetz hat Löcher, größer als das riesige Land Mali selbst und das durchschnittliche Pro-Kopf-Einkommen bewegt sich um 260 US-Dollar im Jahr oder weniger.

Trotz - oder teilweise wegen - des geringen Pro-Kopf-Einkommens, des Mangels an moderner Infrastruktur und der sehr traurigen Statistiken über Kindersterblichkeit und Lebenserwartung nehmen sich viele Malier und andere Bewohner des Kontinents Zeit für einander und teilen miteinander in einem erheblichen Ausmaß. Nicht immer, weil sie das wirklich möchten in diesen wechselhaften Zeiten, sondern weil soziale Regeln, moralische Normen und historische Verpflichtungen das immer noch von ihnen verlangen.

Cheibane Coulibaly, ein malischer Professor für Politikwissenschaft, der einmal Repräsentant der Überwachungsgruppe "Transparency International" in Mali war, erzählte mir von seinen Erinnerungen an seine Kindheit in einem Dorf im Westen des Landes. Zu dieser Zeit, in den 1950er und dann in den frühen 1960er Jahren, als Mali von Frankreich unabhängig geworden war, waren Gleichheit und Gerechtigkeit die Ideale, die Coulibalys Eltern ihm eingeschärft hatten. Wenn es einem etwas besser ging als anderen im Dorf, war das nichts, worauf man sich etwas einbildete oder was man herausstellte, sondern es war etwas Peinliches. So winzig wie die Ungleichheiten gewesen sein mochten in ländlichen Gemeinschaften - eine Familie hatte vielleicht ein Radio oder ein Fahrrad, andere Familien hatten das nicht - Coulibaly hatte sich immer wieder Bestrafungen eingehandelt, wenn sein Vater erfuhr, dass er mit dem Radio angegeben hatte, das sie zu Hause hatten. Seine Mutter bereitete Mahlzeiten immer in der Erwartung vor, dass hungrige Besucher erscheinen würden: Wenn niemand kam, wurde das Essen ohne Aufhebens an Familien geliefert, die vielleicht eine schlechte Ernte gehabt hatten oder Krankheit in der Familie. Coulibaly sagte, dass dies die traditionellen Werte seien, die Mali bewahren müsse und wo sie verschwunden seien, müsse es versuchen, sie wiederaufleben zu lassen.

Tradition - noch lebendig, aber endgültig verschwindend in großen Teilen Afrikas - setzt das Wohlergehen der weit verzweigten Familie, des Clans, der ethnischen Gruppe und des sozialen Kollektivs an die erste Stelle. Tatsächlich hat wenig von dem, was viele Leute in Afrika jeden Tag tun, irgendetwas mit dem zu tun, was sie gern tun möchten. Was sie, als Individuen, tun möchten, ist nicht das Entscheidende. Es geht darum, Freude daran zu finden, Teil der Gemeinschaft zu sein, das kollektive Wohl über individuelle Wünsche zu stellen, die soziale Ordnung, Frieden und Glück zu erhalten.

Einige Monate bevor die malische Regierung den Oktober zum Monat der Solidarität erklärte, hatte ich an einer Dokumentation für die BBC gearbeitet über Betteln und die Auffassung von Wohltätigkeit in einem Land, wo so viele Menschen so wenig Geld haben. Ich hatte mir angewöhnt, einige wenige Münzen, die für mich kaum von Bedeutung waren, aus meinem Autofenster zu reichen - an Menschen, für die sie eine Mahlzeit oder zwei darstellten, Menschen, die sich an den Straßenrändern drängten und die Moscheen umkreisten auf der Suche nach Almosen: verkrüppelte Männer, Kleinkinder in Lumpen, ältere blinde Frauen, Zwillinge ohne Beine, die am Boden herumwuselten wie Krabben, indem sie ihren Torso mit den Armen fortbewegten.

Aber meine Bereitschaft zu geben verblasste vor der von Maliern, die oft nicht wohlhabend genug waren, in Autos herumzufahren, die manchmal aussahen, als seien sie selbst auf Almosen angewiesen und die den behinderten Bettlern auch

Münzen und sogar Scheine zuwerfen. Ich erinnerte mich daran, was der Minister für Soziale Entwicklung in Burkina Faso mir gesagt hatte: Keine Anreize für Abhängigkeit und Betteln bei den *Garibouts* und anderen am Straßenrand, und ich fragte mich, wie ich mit diesem Thema umgehen sollte.

Um Einblicke in Wohltätigkeitsarbeiten im Land zu gewinnen, besuchte ich Mahamane Baby aus Timbuktu, der bei einer UN-Freiwilligen-Organisation arbeitete, um Armut in Mali zu bekämpfen. Er wies darauf hin, dass nach offiziellen Zahlen und Standards 70% aller Malier unter der Armutsgrenze lebten. Und was für eine Grenze das war! In Mali galt man offiziell erst als arm, wenn man weniger als 180 Dollar *in einem ganzen Jahr* verdiente. Das ist etwa halb so viel wie die BBC mir für die 8-Minuten-Reportage über Betteln, Armut und Wohltätigkeit in Mali bezahlte. "Ich bin immer überrascht, wie großzügig arme Menschen sind", sagte Mahamane Baby zu mir. "Wir arbeiten an einem Programm zur Linderung der Armut und gehen zu Menschen um ihnen zu helfen, aber wenn man sie besucht, sind sie bereit, ihre letzte Gans zu schlachten. Du sagst <nein, wenn du deine letzte Gans schlachtest, wirst du sterben>. Sie sind aber immer noch bereit es zu tun. Ich denke, das zeigt die Stärke des sozialen Zusammenhalts, wir haben sie von unseren Vorfahren mitbekommen und wenn es etwas gibt, was wir in unserer Kultur erhalten müssen, so ist es diese Solidarität." "Wenn Kultur einen Dollarwert hätte", sagte Mahamane mit einem Lächeln, "wären alle Malier Billionäre".

Dennoch widmet Malis "Ministerium für Soziale Entwicklung, Solidarität und Ältere Menschen" jedes Jahr einen ganzen Monat der sozialen Solidarität. Verblüfft und neugierig ging ich zum Ministerium und hörte zu, wie die Beamten dort ihre eigene Gesellschaft mit Kritik überhäuften - direkt in mein Mikrofon. Sie sagten mir sehr ernsthaft, dass trotz meines gegenteiligen Eindrucks die traditionelle und legendäre Solidarität des Landes im Zusammenbruch begriffen sei und nichts mehr im Vergleich zu dem, was sie früher war. Neue importierte Werte stellten alte Verhältnisse auf den Kopf, zerstörten alte Verbindungen und Verpflichtungen, bis sie nicht mehr Bindungskraft hätten als Konfetti.

Eine winzige Minderheit - die sehr kleine Elite der politischen Klasse, die den Königen der neuen demokratischen Mächte im Lande nahestand, häufte riesiges privates Vermögen an und stellte es zur Schau. Diese Menschen bauten Paläste und jetteten nach Paris um dort ärztlichen Rat zu holen oder einfach zu shoppen und sie schickten ihre eigenen Kinder ins Ausland zu extrem teurer, privater Schulausbildung. Die überwiegende Mehrheit malischer Kinder hatte immer noch nicht die Mittel, mehr zu bezahlen als ein paar Jahre minderwertiger Elementarbildung an öffentlichen Schulen - ohne Lernmittel, Sitzgelegenheiten, elektrisches Licht, fließendes Wasser und manchmal ohne Lehrer.

Die neuen Eliten, sagten die Sozialarbeiter, beachteten die alten Regeln des Teilens und Kümmerns nicht und wendeten sich ab von der Tradition, die früher den Status des "Big Man" demjenigen verliehen habe, der *gab* und nicht dem, der seinen Reichtum hortete. Und deshalb, sagten sie, habe ihr Ministerium den Oktober zu einem Monat der Aufmerksamkeit für alle Bürger erklärt, die im neuen Mali ausgegrenzt würden, einem Land, das nun ärmlicher, kümmerlicher und

moderner sei als vor Beginn von Auslandsverschuldung, Auslandshilfe und monetaristischem Dogma. Die Idee dahinter sei es, Malier zu warnen, sich nicht allzu bereitwillig den Zwängen des 21. Jahrhunderts zu beugen und sich nicht von importierten Werten vereinnahmen zu lassen, wie man sie in amerikanischen Seifenoperen und im Satellitenfernsehen beobachten könne, von denen die Sozialarbeiter meinten, dass sie ein manisches Streben nach finanziellem Gewinn verbreiteten und damit ein falsches Gefühl von Sicherheit, ewiger Jugend und Schönheit.

Sie sagten, junge Menschen respektierten die älteren nicht mehr so wie früher und nicht so, wie sie es heute tun sollten. Die daraus entstandene ungesunde Verquickung importierter Popkultur mit verwässerter Tradition, sagten sie mir, habe zur Vernachlässigung von Gruppen wie Alten, Kranken und Behinderten geführt. Gut und schön, räumte ich ein, aber leider sähe das nicht nach einer Geschichte aus, die ich verkaufen könnte. Wie ich es auch in meinem Kopf hin- und herwälzte, ich konnte mir nicht vorstellen, wie eine Geschichte über Afrikaner, die Afrikanern helfen, in einem Land, von dem viele Menschen in Nordamerika nie gehört hatten, in deren Mainstream-Medien mitschwimmen könnte. Außerdem stimmte ich überhaupt nicht überein mit der verbreiteten vorgefassten Editorenmeinung über den Kontinent, die aus Afrika vor allem Nachrichten suchte, die sich konzentrierten auf Krankheit und Leiden, soziale Spannung und Streit, Konflikt und Tod oder darauf, wie westliche Hilfe oder Entwicklungshelfer daran arbeiteten, diese Probleme zu lösen.

So machte ich mich wieder auf den Heimweg und verlor die Sache aus den Augen. Bis ich einige Tage später am Abend in den Fernsehnachrichten sah, dass die Ministerin selbst aus Anlass des Solidaritätsmonats einige der allerältesten Bürger von Mali besuchte. Ein Dutzend von ihnen wohnte direkt in Bamako und war deutlich über hundert Jahre alt. Das war genau der Anstoß - und der Aufhänger - den ich brauchte, um einen Weg zu finden, über soziale Solidarität in Mali zu berichten. Als Journalistin war ich an das Bewegen und Auftischen von Statistiken über die durchschnittliche Lebenserwartung in Afrika gewöhnt. Sie lag selten über 50 und gerade in diesen Tagen fiel sie weiter als Folge der HIV/AIDS - Pandemie. Aber natürlich stirbt nicht jeder jung in Afrika - wenn ein Kind erst einmal die extrem labilen ersten Tage, Monate und Jahre überstanden hat und schon mit mehr Infektionskrankheiten konfrontiert war als die meisten westlichen Immunsysteme in einem ganzen Leben, dann hat es oft ein reichlich langes Leben vor sich. Jedenfalls war das so bis zum Auftreten von HIV. Ein Bericht über extrem alte Menschen, die allen Statistiken trotzten, müsste eine Nachricht wert sein, meinte ich.

Früh am nächsten Morgen war ich am Telefon und rief wieder beim Ministerium an. Ich wollte sehen, ob ich meinen eigenen Höflichkeitsbesuch bei Hawa Sacko, Malis offiziell ältester Frau, arrangieren könnte. Die Sozialarbeiter waren schnell bereit, mich zu ihr zu bringen, d.h. mich zu begleiten, denn sie als öffentliche Bedienstete mit kläglichen Gehältern hatten keine Fahrzeuge zu ihrer Verfügung.

Auf engen aufgewühlten Erdwegen fuhren wir tief in das Labyrinth von Lehmwänden, das die Siedlungen der nördlichen Außenbezirke von Malis

Hauptstadt charakterisierte. Hier wohnte Hawa Sacko. Wir ließen uns im Schatten eines großen Neem-Baumes nieder, dem einzigen bisschen Grün, das in dieser Gegend noch übrig geblieben war, um zu warten, während die Nachbarn gingen, ihr unsere Ankunft zu melden. Es war wieder so ein glühender Morgen in Bamako, aber an die Hitze dachte ich jetzt nicht. Ich war begeistert, genau da zu sein, wo ich jetzt war: auf einem Tuch sitzend, das über gebackene Erde in dieser kleinen Aussparung zwischen Lehmhäusern ausgebreitet war, während die Sozialarbeiter vom Ministerium mir erzählten, was sie über die Frau wussten, die wir sehen wollten. Eine Frau, deren Schönheit ihr Alter war, was man in Mali schon immer geehrt hatte.

Sie sagten mir, dass sie Hawa Sackos Alter nach deren eigenen lebhaften Erinnerungen an die Jahre Ende des 19. Jahrhunderts geschätzt hätten. Sie hatte auch eine nachträgliche Geburtsurkunde, ausgestellt um die Jahrhundertwende durch die französische Kolonialverwaltung, als man sie ausführlich dazu befragt hatte, an welche historischen Ereignisse im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts sie sich selbst erinnere. Wenn die Franzosen die Geburtsurkunde richtig ausgestellt hatten, dann erstreckte sich Hawa Sackos Leben über drei Jahrhunderte. An dem hellen und sonnigen Oktobermorgen, als ich sie besuchte, war sie 125 Jahre alt und näherte sich 126. Das machte sie zum ältesten Menschen der Erde mit ganzen zehn Jahren Abstand. Aber die Rekord-Hüter der Welt bei Guinness hätten das natürlich nicht anerkannt, weil der Titel nur Menschen mit Geburtsurkunden vorbehalten ist, die Guinness anerkennt. Das schließt fast jede ältere Person in Afrika aus - und in vielen Teilen der Welt, wo Staaten erst in jüngster Zeit begonnen haben, Statistiken über Lebensdaten aufzuzeichnen.

Mit der Hilfe eines ihrer Ur-ur-Enkel brachte Hawa Sackos einziger überlebender Sohn von bloß 95 Jahren sie über die Schwelle und heraus aus ihrem kleinen Lehmhaus. Sie setzten sie sanft auf das Tuch, das unter dem Neem-Baum ausgebreitet war. Dort waren einige Dutzend Nachbarn und Freunde versammelt. Zu unserem Empfang hatte Hawa Sacko sich in ein hellgrün und orange bedrucktes Gewand gekleidet und ihren Kopf mit einem Schal aus weißen Tressen bedeckt. Sie war klein und gebrechlich und konnte sich nicht mehr allein aufrecht halten. Als sie bequem an den Baum gelehnt war und die langdauernden Runden von Guten-Morgen-Begrüßungen beendet waren, stellte ich meine erste Frage. Ich wollte wissen, wie sie sich als ältester Mensch von Mali, vielleicht sogar der ganzen Welt, fühlte. Es war kompliziert, ihr diese Frage zu übermitteln. Ihr Gehör war nicht mehr wie früher und Hawa Sacko sprach Bambara, nicht Französisch, die offizielle Sprache ihres Landes. Also musste ich meine Frage zuerst in Englisch stellen wegen der Minidisk, auf die die Unterhaltung aufgezeichnet wurde, dann musste ich sie schnell in Französisch formulieren für die Sozialarbeiter, die sie für Hawa Sackos Sohn, der direkt neben ihr saß, in Bambara übersetzte. Er gab die Frage schließlich weiter, sehr viel lauter und direkt ins Ohr seiner Mutter.

Ich habe mich gefragt, was bloß mit meiner Frage geschehen war bei der Übersetzung, denn als sie ihre Ohren erreichte, fing Hawa Sacko an zu lachen. Ihr ganzer Körper wurde durchgeschüttelt bei dem keuchenden Lachen und bald

lachten wir alle mit: ihre zahlreiche Familie, die Sozialarbeiter und die Nachbarn, die zusammengekommen waren, um zu sehen, was hier los war.

Als sie endlich sprach und ihre Worte auf Französisch zu mir zurückgemeldet wurden in diesem langen sprachlichen Kreistanz, war ihre Antwort schließlich: "Ich kann nicht älter sein als meine Mutter". Da mussten alle noch einmal lachen. "Ich soll älter sein als alle lebenden Menschen. Dazu kann ich nur sagen, dass ich älter bin als alle lebenden Menschen, die ich kenne. Ich kann aber nichts sagen über all jene Menschen, die ich nicht kenne, also nicht, ob ich nun wirklich älter bin als sie oder nicht."

Als Nächstes wollte ich Zahlen und Fakten herauskriegen, ohne die kein Journalist leben kann. Ich wollte etwas wissen über ihre eigenen Nachkommen, wie viele, ihr Alter und solche Sachen. Das nahm eine Menge Zeit in Anspruch, denn die Quantifizierung von Menschen ist keine afrikanische Tradition, und Afrikaner vom Land müssen häufig innehalten und laut zählen, um die Zahlen zustande zu bringen, mit deren Suche wir Ausländer verdammt sind, unser Leben zu verbringen. Sie sagte, sie habe alle bis auf eins ihrer sieben Kinder überlebt, und dieser überlebende Sohn spreche jetzt gerade mit mir. Sie hatte drei Enkelsöhne und zehn Urenkel. Ihre Ur-Urenkel konnte sie nicht alle zählen, aber sie wusste, dass sie eine Ur-Urenkelin hatte.

Nach all diesen Statistiken wollte ich nun erfahren, was sie von ihrer Jugend noch wusste, einer turbulenten Zeit in Westafrika mit Eroberungen durch die Franzosen, die die Bevölkerung in die Unterwerfung knüppelten und Land raubten, das dann eine riesige Kolonie bilden sollte von der westafrikanischen Küste bis hin zum Tschadsee. Entgegen der populären Vorstellung oder eigentlich entgegen den Geschichtsaufzeichnungen der Franzosen, wonach die Afrikaner sich völlig widerstandslos ergeben hätten, gab es einige afrikanische Führer und Gruppen, die erbittert kämpften, um die Kolonialmächte draußen zu halten.

Einer von ihnen war König Babemba Traoré in der malischen Stadt Kéné Dougou, der eine gewaltige Mauer um seine Stadt baute, die Hauptstadt des Königreichs Senoufou von Kéné Dougou. Das war die letzte Bastion afrikanischen Widerstands gegen die französische Invasion. 1898 war Kéné Dougou (heute bekannt als Sikasso) mit 40.000 Einwohnern die zweitgrößte Stadt in Westafrika - nach Kano im heutigen Nigeria. Die Mauer, von der heute noch Reste stehen, war 12 km lang und 6 Meter dick an der Basis, 5 Meter hoch und einen Meter dick am oberen Rand. Das reichte aber immer noch nicht, um französische Kanonenkugeln und französischen Eroberer aufzuhalten, die die Stadt angriffen und im May 1898 einnahmen.

König Babemba hatte sich verbürgt, dass die Franzosen sein Königreich nur über seinen toten Körper einnehmen würden, und als seine Mauer dann fiel, ließ er sich und seine Frau lieber von seinem Adjutanten erschießen als sich einer demütigenden Gefangennahme auszusetzen. Das ist jedenfalls die malische Version. Es überrascht nicht, dass die französischen Geschichtsbücher behaupten, die Franzosen hätten ihn ihrerseits erschossen. Aber es gab noch

einen anderen Widerstandskämpfer in der Region. Almamy Samory Touré kämpfte jahrelang gegen die Kolonialherren. Nach den französischen Geschichtsbüchern war Touré ein blutrünstiger Tyrann. Nach Malis Historikern des gesprochenen Worts war er ein Freiheitskämpfer und afrikanischer Held, der im späten 19. Jahrhundert ein Reich beherrschte, das sich über große Teile des heutigen Mali, über Guinea, die Elfenbeinküste, Burkina Faso und Ghana erstreckte. Er führte eine Armee von 60tausend Mann an, mit einer Elite-Kavallerie und einem Netz von Spionen über ganz Westafrika, wo er den Kampf gegen französischen und britischen Kolonialismus führte

Der malische Historiker Bakary Kamian erzählte mir, dass Samory "den französischen Mythos, dass Afrikaner jedes Mal davonliefen, wenn ein Gewehr auf sie gerichtet sei" Lügen strafte. Nicht nur, dass er niemals vor französischen Gewehren davongelaufen sei, vielmehr habe er seine eigene Blacksmith-Nachbildung und eine Fabrikation originalgetreuer Kopien von ihr gehabt, die erste in Afrika. Schließlich wurde er von den Franzosen gefangengenommen und nach Gabun geschifft, wo er seine letzten Tage in Gefangenschaft verbrachte, bis er 1900 starb.

Malische Historiker stimmen darin überein, dass Samory skrupellos war. Von ihm wird berichtet, dass er drei seiner eigenen ungezogenen Kinder exekutierte, um seinem Volk einzuhämmern, dass niemand über dem Gesetz stehe. Diese fürchterliche Seite von Almamy Samory Touré war es, die Hawa Sacko im Oktober 2002 vor mir wieder erstehen ließ - in Erinnerungen, mehr als ein Jahrhundert alt. "Ich erinnere mich so deutlich, wie Almamy Touré im Anmarsch war", sagte sie mit ihrer ruhigen, krächzenden Stimme. "Als man uns sagte, dass Touré käme, geriet ich in Panik. Es hieß, er öffne, schwangeren Frauen den Bauch, um zu sehen, was darin war; er tötete sein eigenes Kind, weil es ihm nicht gehorcht hatte, und man sagte, dass er Kinder auf einem Grill verbrannte, wenn sie nicht mit ihm gingen; er nannte sie <gegrillte Erdbirnen>."

Dann begann sie über die Franzosen zu sprechen. "Als die weißen Männer kamen, waren die noch schlimmer", sagte sie. Sie fingen unsere Männer und brachten sie auf die andere Seite des Flusses, um sie zu töten. Wenn sie dich fangen wollten, kamen sie direkt zu deinem Haus und schlugen sogar deine Wand ein. Wir gaben ihnen etwas zu essen, und sie gaben es ihren Pferden. Wir opferten sogar ein Schaf und gaben ihnen das Fleisch und sie gaben es ihren Pferden, anstatt es mit uns zu teilen."

Sacko erinnerte sich, wie einfach und geordnet das Leben damals war. Frauen nähten ihre eigenen Kleider und arbeiteten in den Feldern, sie gingen zum Markt oder kochten, das Baby immer auf dem Rücken. "Geld existierte nicht einmal", sagte sie. "Wir lebten alle zusammen." Sie sagte mir, dass ihre Augen und Ohren nicht mehr seien wie früher, aber dass ihr allgemeiner Gesundheitszustand noch gut sei. In ihrem langen Leben sei sie nur einmal in einem Krankenhaus gewesen, um einen Arzt aufzusuchen und das nur, weil, wie sie es ausdrückte, "jemand einen Zauberspruch über mich geworfen hatte"; es war keine physische Krankheit. Als ich sie bat, mir das Geheimnis ihres langen und gesunden Lebens zu verraten und sie fragte, was ich tun müsste, um so lange und so gut zu leben

wie sie, lachte sie lange und rau, ehe sie antwortete. "Da gibt es keine Geheimnisse", sagte sie. "Ich habe nichts Besonderes gemacht. Ich habe normal gegessen. Aber ich habe meinen Glauben an Allah bewahrt und Er gewährte mir ein langes und gesundes Leben".

Nach fast jeder modernen Definition war Hawa Sacko arm. Sie lebte äußerst bescheiden in einer Lehmbehausung und hatte einige Mitglieder ihrer großen Familie im weiteren Umkreis von Lehmhäusern und Lehmpfaden. Kein fließendes Wasser, keine Elektrizität. Ein kleines Tuch zum Sitzen, wenn sie Besucher empfing. Aber konnte man diese ehrwürdige, rüstige und humorvolle Frau, die ein volles und gesundes Leben in drei Jahrhunderten gelebt hatte, wirklich arm nennen?

Ich fing an - endlich - zu begreifen, dass es ein schlimmer Fehler war, den Mangel von materiellen Gütern und Geld in weiten Teilen Afrikas gleichzusetzen mit wirklicher Armut und ihren sozialen Problemen: Drogen, Prostitution, brutale Bandenkriege, Kriminalität, Alkoholismus und körperlicher oder emotionaler Missbrauch innerhalb von Familien, die man oft in Großstadtlums findet, in reichen wie in armen Teilen der Welt. Die Armut, die ich in Kibera sah, in Nairobis riesenhaftem nicht enden wollenden Slum oder in Elendsvierteln von Sierra Leones Hauptstadt, Freetown, voller Leiden, Kriminalität, Dreck und all den städtischen sozialen Problemen des Drogenmissbrauchs und der Gewaltkriminalität, kann nicht verglichen werden mit dem Mangel an Geld und Annehmlichkeiten, die man in ländlicheren Gebieten und in städtischen Nachbarschaften findet, die eigentlich verpflanzte Dörfer sind und auch wie solche funktionieren.

Selbst wenn ich verstand, dass es ein Fehler war, anzunehmen, dass physisches Elend Armut bedeutete, machte ich diesen Fehler doch fast täglich in Westafrika. Ich ergab mich häufig trüben Stimmungen, wenn mein Blick durch Gedanken an das Leben in Nordamerika verstellt war. Wenn ich nur auf die physischen Gegebenheiten in Bamako sah, wurde ich oft blind für den unglaublichen Reichtum dort in den Köpfen und Seelen von Menschen, die tief verwurzelt waren in ihrer eigenen reichen Geschichte und Kultur.

Neuankömmlinge von anderen Teilen des Planeten meinen oft, dass Städte wie Bamako voll niederdrückenden Leidens und Elends seien. Aber hinter vielen dieser bröckelnden Mauern sind ziemlich gesunde und offensichtlich glückliche Menschen, die ein schwieriges aber würdiges Leben führen. Ja, sie müssen mit vielen großen Problemen zurecht kommen, die mich in einen Abgrund von Verzweiflung und Depression stürzen würden. Aber bei all den Problemen und Nöten, mit denen sie sich jeden Tag auseinandersetzen müssen und bei denen es oft um Leben oder Tod geht, bleiben viele Malier - wie die meisten Afrikaner - stoisch und heiter, voller Humor. Sie sind beides: ergeben in das Schicksal, das Gott oder Allah für sie bereithält und ebenso bereit, auf jede Gelegenheit aufzuspringen, die ihnen begegnet, um ihr Los im Leben zu verbessern. Es ist sicherlich hilfreich, dass sie in einigen Ländern oder Teilen von ihnen noch Reste ihrer reichen Kultur haben, auf die sie sich zurückbesinnen können.

Viele Afrikaner, die ich kenne, sind tief religiös, und wenn es ihnen nicht gelingt an Geld heranzukommen oder an eine ordentliche Ausbildung, an eine Gesundheitsversorgung oder an ein Visum für ein Land, wo sie Geld verdienen könnten, dann ist das Gottes (oder Allahs) Wille. Da gibt es keinen Grund zur Klage. Und tatsächlich: Sich zu beklagen würde bedeuten, danach zu fragen, warum Gott manche reich und manche arm gemacht hat.

Neu angekommene Fremde (und auch Langzeit-Besucher wie ich) sind tief berührt von dem Elend - dem schrecklichen Zustand der schmutzigen Straßen, die keine Abflussvorrichtung haben und als Abwasserkanal dienen, den Bergen von Müll und Plastik, die drohen, das ganze Land unter sich zu begraben, den giftigen Qualmwolken, die entstehen, wenn Bewohner diese Müllhalden abbrennen wegen Mangels an anderweitiger Abfallbeseitigung, berührt von den Bettlern, die manchmal erschreckende Missbildungen und Handicaps haben und von dem bloßen Durcheinander entstehender Städte, in denen Märkte, Straßen und Behausungen ineinander übergehen zu einem riesigen schauerhaften und chaotischen Wirrwarr. All das ist überwältigend. Dabei kann man leicht die bemerkenswerte menschliche Fähigkeit, sich an solche dichtbevölkerte, enge und schwierige Umgebungen anzupassen aus den Augen verlieren und ebenso den kulturellen Reichtum dort überall.

Ein Sprichwort in Ghana sagt "Fremde sind wie Kinder", Fremde, die als Besucher von anderen Orten kommen. Wie Kinder wissen wir Ausländer oft nicht, wie wir uns verhalten sollen, wenn wir in Afrika sind. Meine Erfahrung hat mir gezeigt, dass wir zu falschen Schlüssen kommen, wenn wir ohne Grundlagen und einige Zeit zu lernen gleich versuchen zu interpretieren, was wir hören und sehen. Nick, ein irischer Landwirtschaftsforscher, der in Westafrika aufgewachsen war und in Kenia arbeitete, beschrieb mir den Besuch von einem seiner englischen Bosse, einem von denen, die Entscheidungen darüber fällen, welche wichtigen landwirtschaftlichen Forschungsprojekte finanziell unterstützt werden sollten und welche nicht. Sie waren einige Zeit gefahren und Nick hatte die drückende Armut von Bauern im westlichen Kenia beschrieben, wo der Grundbesitz winzig war und Landwirtschaft, um eine Familie zu ernähren, äußerst schwierig. Als sie so mit ihrem Landrover über Land fuhren, einem neuen Modell mit allem Komfort, wendete sich sein Boss aus dem Vereinigten Königreich zu Nick und fragte, was er denn bloß hätte: „Guck doch all diese Leute an, wie sie uns zulächeln und winken. Sie sehen nicht aus, als ob sie litten.“

Ich war selbst in Westafrika mit eingeflogenen Experten aus Europa und Nordamerika gereist, die, nachdem sie einige Stunden lang Leuten zurückgewinkt hatten, die am Rand der langen, heißen Sahara-Fahrbahn standen, zu dem Schluss kamen, dass die Leute hier draußen sehr freundlich seien. Das stimmt, und in ländlichen Gebieten ist es bei Dorfbewohnern normal, vorbeikommenden Fremden zu winken und sie zu grüßen. Aber in diesem Fall waren die Experten im Irrtum. Die an diesem Tag an einer Hauptdurchfahrtsstraße winkten, waren nicht freundlich. "Sie winken uns, damit wir anhalten und sie mitnehmen", entgegnete mein Mann. "Sie warten hier den ganzen Tag, dass ein Fahrzeug vorbeikommt".

Bei solchem Mangel an Infrastruktur und Komfort sind Afrikas Charme und Zauber nicht immer sofort erkennbar für diejenigen von uns, die hereingeflogen kommen aus geordneteren, reicheren - und normalerweise kühleren - Teilen der Welt. Die überwiegend guten Manieren und das Lächeln in Mali - wie überall in Afrika - weisen auf etwas ganz Außerordentliches hin, sicherlich wert, kopiert zu werden für den Export. Durchdringt man einmal die Oberfläche, beginnt man unerschöpfliche Schätze zu entdecken, einen Irrgarten ungeschriebener sozialer Regeln und Etiketten, sozialer Rollen und sozialen Zusammenhalts, die sich jeder Beschreibung entziehen, erst recht einer Erklärung.

In Mali gibt es sehr wenig schwere Kriminalität, keine Furcht auf den Straßen und es gibt ein sehr starkes moralisches Pflichtgefühl. Was macht Mali und andere Länder der Region, die einmal Teil des Mali-Imperiums waren, zu solchen Leuchttürmen des Friedens, wenn nicht materieller Wohlstand? Ich wünschte, Afrika könnte dieses Geheimnis mit der übrigen Welt teilen. Aber damit dies geschieht, muss die übrige Welt zuhören.

Kapitel 17, Seite 353 bis 369

Übersetzung Renate Mantel:

Von Timbuktu aus gesehen

Wenn man "Timbuktu" sagt, so ist das für manche Menschen wie das Ende der Welt, aber das stimmt nicht. Ich bin aus Timbuktu, und ich kann euch sagen, wir sind genau im Herzen der Welt.

Ali Farka Touré

Im Februar 2003, als in Washington schon die Kriegstrommeln geschlagen wurden, nahm ich an einem Trainingskurs "feindliche Umgebung" im Vereinigten Königreich teil. Größere Medienhäuser machen solche Kurse verpflichtend für Journalisten, die sich in Kriegsgebiete begeben. Das Personal aus ehemaligen Militärs und Mitarbeitern von Spezialdiensten, das solche Einrichtungen betreibt, trainiert nicht nur Journalisten, sondern auch Mitarbeiter von Entwicklungs- und Hilfsdiensten und Führungspersonal von Unternehmen, die ihre Mitarbeiter in Gegenden schicken, die sie für gefährlich halten. Die Kurse beinhalten ein äußerst nützliches Erste-Hilfe-Training. Es gibt umfangreiche Ausführungen über Landminen, bei denen makabrer Einfallsreichtum Dutzende von Sorten geschaffen hat, jeweils mit einer leicht unterschiedlichen sadistischen Art zu töten und zu verstümmeln. Es ging darum, wie wir Journalisten diesen diabolischen Effekten – hoffentlich – entkommen könnten. Leider bekommen unschuldige Zivilisten, die Opfer von Konflikten sind, in denen Landminen gelegt werden, solch ein Training nicht.

Zu dem Kurs gehören außerdem Orientierung, erfolgreiches Verhandeln in feindlichen militärischen Checkpoints, Überleben in Scheinkämpfen und Behandlung der Verletzten und schließlich auch, wie man vermeidet, bei einem Aufstand niedergetrampelt zu werden. Das Finale des Kurses war eine fürchterliche halbtägige Erfahrung als Geisel, wobei die Teilnehmer einem Scheinkidnapping bei vorgehaltener Pistole unterworfen werden und dann mehrere Stunden lang lernen, wie man böartige und provokative Befragungen (mit einem Sack über dem Kopf) erträgt und wie man Charme und Geistesgegenwart einsetzt, um – hoffentlich – zu vermeiden, am Ende der Übung in den Kopf geschossen zu werden.

Bei beiden Aufgaben und am Ende der Veranstaltung musste ich mich doch geschlagen geben; der Mann in der Sturmhaube ließ mich nicht los, sondern hielt die Pistole an meine Schläfe gedrückt und zog den Abzugshahn. Nur die laute Explosion war real. Viele von uns beendeten das Seminar in Tränen, auch harte Kameramänner von größeren Fernsehanstalten, die ihren Lebensunterhalt mit Kriegsfilmern verdienten. Von den Dutzenden von Journalisten und Kameramännern, die den Kurs besuchten, war ich die Einzige, die sich nicht auf einen Einsatz im Irak vorbereitete, wo der Krieg noch nicht einmal begonnen hatte.

Ich war auf dem Rückweg zur Elfenbeinküste, um für die BBC über den weiteren Verlauf des Bürgerkriegs zu berichten, der das Land seit September 2002 in zwei Teile gespalten hatte. Präsident Laurent Gbagbo, der die zweifelhaften Wahlen von 2000 nicht wirklich gewonnen, sondern einen Volksaufstand inszeniert hatte, um sich selbst ins Amt zu bringen, hatte Fremdenhass und Genozid-Eifer im Süden des Landes geschürt, besonders in der Gruppe der arbeitslosen Fanatiker, die er nun zu "Jungen Patrioten" gemacht hatte. Im Norden hatten die Rebellengruppen der "New Forces" Hunderttausende junger Leute und auch die traditionellen Jäger, die Dossos, mobilisiert und bewaffnet. Die Rebellenführer der New Forces hatten leichtes Spiel, Feindseligkeiten zu entfachen gegen Präsident Gbagbo und gegenüber südlichen ethnischen Gruppen, die Leute aus dem Norden und Immigranten jahrelang beherrscht, marginalisiert und ausgebeutet hatten. Dieses verzerrte System war von den Franzosen vor der Unabhängigkeit eingerichtet und dann von Houphouët-Boigny, dem ersten Präsidenten, drei Jahrzehnte lang fortgeführt worden.

Der Konflikt an der Elfenbeinküste hatte schon Tausende von Toten gefordert, entsetzliche Massengräber und Massenevakuierungen von Hunderttausenden, wenn nicht Millionen von Menschen, die nicht ivoirischer Abstammung waren. Darunter waren Menschen aus Mali, Burkina Faso, Guinea, Nigeria und andere Westafrikaner, die schon über Jahrzehnte in die Elfenbeinküste emigriert waren, um auf Kakao- und Kaffeeplantagen zu arbeiten. Manche waren schon in der dritten Generation dort, aber man hatte ihnen die ivoirische Staatsangehörigkeit, das Recht zu wählen und sich wählen zu lassen, verwehrt. Das lag an dem ethnischen Konzept der "Ivoirété", das Präsident Gbagbo und seine zwei Vorgänger vertreten hatten. Wenn man keine ivoirischen Eltern, Großeltern und so weiter hatte, konnte man sich nicht einen Ivorer nennen. Bedenkt man, dass das Land nicht einmal ein halbes Jahrhundert alt war, so war diese Idee kompletter Schwachsinn. Für jeden afrikanischen Präsidenten, der ein unabhängiges Land regiert, dessen Grenzen von früheren Kolonialmächten gezogen wurden, müsste so etwas eigentlich tief peinlich sein.

Alle Nachkommen von Emigranten, die geholfen hatten, das Land und seine einst blühende Wirtschaft aufzubauen, hatten die Ausgrenzung satt. Vier Millionen Menschen aus Burkina Faso und drei Millionen malischer Herkunft arbeiteten in der Elfenbeinküste, viele von ihnen quasi als Unfreie auf Kakaoplantagen. Ich hatte versklavte Kinder interviewt, die dort aus den Kakao-Plantagen befreit worden waren. Sie hatten erzählt, dass sie nachts angekettet waren und in ihrem eigenen Urin schliefen, nachdem sie tagsüber 50-kg-Säcke auf dem Kopf getragen und Peitschenhiebe empfangen hatten, wenn sie niederfielen. Sie hatten für die Kakaoproduktion riesiger Unternehmen gearbeitet, die die Regale unserer Supermärkte mit billiger Schokolade versorgen.

Migranten und ihre Nachkommen haben in großem Umfang zur ivoirischen Wirtschaft beigetragen und zur Belieferung der Welt mit Schokolade. Viele von ihnen schicken immer noch regelmäßig von ihrem Einkommen etwas zurück an Mitglieder ihrer ausgedehnten Familien in anderen westafrikanischen Ländern. Mit ihrer Arbeit ist die Elfenbeinküste über die Jahrzehnte zum weltgrößten Kakao-Produzenten geworden und, wie viele westliche Experten es gern aus-

drückten, zum ökonomischen Motor, zu einer "Bastion politischer Stabilität " in Westafrika. Es ist nicht das erste Mal, dass der Westen sich geirrt hat über Stabilität und Wohlstand in Afrika, weil er sie gleichgesetzt hat mit Luxushotels in Hauptstädten, die modern ausgestattet sind und die Besucher von der Realität an der Basis abschirmen können, von Ungerechtigkeit, Unfairness und Ungleichheit, die kaum solide Grundlagen sind für politische Stabilität – weder an der Elfenbein-Küste noch in irgendeinem anderen Land.

Wie vorherzusehen, brauchte es den Konflikt, um das schon lange bestehende Ungleichgewicht im Land und die Klagen darüber an die Oberfläche dringen zu lassen. Die Rebellen nahmen für sich in Anspruch, sich für die Rechte von Millionen aus dem Norden, für Migranten und deren Nachkommen einzusetzen, die immer noch das traurige Leben von Migrantenarbeitern lebten. Die unhaltbare Situation an der Elfenbeinküste war 2002 in einem missglückten Putsch explodiert, den Präsident Laurent Gbagbo schnell mit französischer Militärhilfe niederschlug. Das hatte zu einem blutigen Konflikt und dann zu der Pattsituation zwischen Nord und Süd geführt – mit einer Teilung wie in Deutschland während des Kalten Krieges.

Als man mich im Vereinigten Königreich beim Training für feindliche Umgebung fragte, mit welchem Krieg ich es zu tun haben würde und ich sagte, ich ginge in die Elfenbeinküste, gestanden einige prominente europäische und britische Journalisten, dass sie noch nie von dem Land oder von dem Krieg dort gehört hatten.

Das war kaum verwunderlich. Das einzige Mal, dass die gängigen nordamerikanischen Medien tatsächlich von dem Konflikt gesprochen hatten, war in den allerersten Tagen, als eine Missionsschule voller kanadischer und amerikanischer Kinder in der Stadt Bouake ins Kreuzfeuer geraten und dann von französischem Militär mit Hilfe der Rebellenführer in Massen evakuiert worden war. Die Rebellen hatten die Stadt zu ihrer Basis gemacht. Kurze Zeit später hörte ich über UKW-Funk zufällig ein Gespräch mit zwischen einem dieser kanadischen Jungen und einigen Missionsfreunden in Mali. Er war aufgeregt, weil er fürchtete, dass das "Sea Doo" und andere Spielsachen, die er in der Schule zurückgelassen hatte, als er sicher in den Senegal evakuiert wurde, von den Rebellen weggenommen würden.

Ein wenig bekannter Krieg in Afrika war für einige der hochkarätigen internationalen Kriegs-Berichterstatter auf dem Weg zum Irak von geringem Interesse. Und ich hatte den Eindruck, dass zu viele von ihnen auch der erlogenen Begründung erlagen, die den drohenden US-geleiteten Angriff auf den Irak rechtfertigen sollte. Einige Wenige schienen geradezu glücklich zu sein, dass sie die Möglichkeit hatten, zu diesem großen Krieg zu gehen mit seinem unbegrenzten Potenzial an Nachrichten. Daneben zählte der ivorische Krieg überhaupt nicht. Er war sicherlich nicht sehr berichtenswert, wenn das bedeutet, live und rund um die Uhr von CNN übertragen zu werden. Es würde kein "shock and awe" (Schock und Erschütterung) geben.

Tatsächlich gab es reichlich Gründe um erschüttert zu sein. Was ich von der Elfenbeinküste berichtete, sah aus wie eine nie endende Krise, die die Medien,

und damit die nicht afrikanische Öffentlichkeit, fast vergessen hatten. Ich berichtete über die Millionen von Schulkindern, die seit einem Jahr keinen Fuß mehr in eine Schule gesetzt hatten, über den Mangel an medizinischer Versorgung (mit Ausnahme von temporären Kliniken, eingerichtet und betrieben von Médecins sans Frontières), über den Ausbruch von Krankheiten und über die Kindersoldaten, die von beiden Seiten trainiert wurden, sowohl von den Rebellen als auch von Präsident Gbagbo als dessen "Junge Pioniere". Ich befasste mich auch mit dem fürchterlichen Gemetzel im "Wilden Westen" des Landes, wo ehemalige Rebellen und Soldaten aus Liberia sich an den Auseinandersetzungen beteiligten. Auf meinem Computer habe ich eine riesige Sammlung von Fotos aus dieser Zeit, manche davon grauenhafte Aufnahmen von Massengräbern und menschlichen Körpern, die ich nicht einmal fertigbringe lange genug zu öffnen, damit ich sie identifizieren und löschen kann.

Es war ein kompliziertes und tragisches Durcheinander, und trotz der Präsenz der Un-Friedens-Truppen dauerte es vier Jahre bis dank einer verbesserten Arbeit der UN Gbagbo endlich durch Verhandlungen gezwungen wurde, Führer der "New Forces" (wie die Rebellen sich während der Pattphase wieder nannten) in die Regierung zu integrieren und bis dann einer von ihnen Premier-Minister wurde. Die Großmächte – so wie ihre Medien – schienen sich einfach nicht besonders für den Konflikt zu interessieren.

Nach dieser letzten und tief erschütternden Reise in die Kriegsgebiete der nördlichen und westlichen Elfenbeinküste machte ich mich auf den Weg zurück nach Mali und fuhr dann nordostwärts den Nigerfluss entlang zu einer Ruhepause. Erste Haltestation war der Besuch bei Ali Farka Touré in Niafunké. Von dort ging es weiter nach Timbuktu, einem Beispiel dafür, wie falsch Europäer und diejenigen von uns mit europäischer Abstammung liegen können, wenn es um Afrika geht.

Im Gegensatz zu den Vorstellungen, mit denen ich aufgewachsen war, liegt Timbuktu nicht nahe am Ende der Welt, jedenfalls nicht näher als irgendein anderer Ort, den Menschen ihr Zuhause nennen, und wo sie ihr Leben auf diesem empfindlichen kleinen Himmelskörper zubringen, der Erde genannt wird. Einige politische und religiöse Doktrinen scheuen jeden Relativismus und suchen stattdessen das Absolute. Mein langer Aufenthalt in Afrika und meine Reisen, die ich in all den Jahren nach Timbuktu machte, zeigten mir, dass Absolutheiten schnell bröckeln, wenn einem das gewaltige Privileg verschiedener Blickwinkel und Perspektiven geboten wird.

Timbuktu mag weit und breit als ein mystischer Platz bekannt sein, als der Ort, wohin Eltern drohen, ihre Kinder zu schicken, wenn die ihre Geschwister schlagen oder sich schlecht benehmen.

Aber für diejenigen, die dort leben, ist es natürlich das Zentrum ihres Universums. Für viele Menschen in Westafrika und für islamische Gelehrte überall in der Welt ist Timbuktu ein sehr heiliger Platz. Man sagt, es sei die "Stadt der 333 Heiligen" und in Mali ist es bekannt als "Ville Mystérieuse" – beschützt von El Farouk, einem Phantomreiter auf einem weißen Pferd, das nachts durch seine Gassen patrouilliert.

Timbuktu soll sich um das Jahr 1000 n.Chr. um eine einfache Wasserquelle herum entwickelt haben. Dieser Brunnen (oder "Tom" in der Songhaisprache) wurde betrieben von einer Frau namens Bouctou. Wenn durstige Reisende bei ihrem Brunnen ankamen, erlaubte sie ihnen zu trinken,

solange sie das muslimische Kreuz trugen. Der Name Timbuktu – oder wie er im Französischen geschrieben wird, Tombouctou – bedeutet also ganz einfach "Buktus Brunnen". Dieser tiefe Brunnen existiert immer noch in der Mitte eines sandigen Plätzchens vor dem kleinen tapferen Museum der Stadt.

In den ersten Jahrhunderten des zweiten Jahrtausends entwickelte sich Timbuktu zu einer außerordentlich reichen Stadt, einem belebten Hafen am Fluss Niger und zum Versammlungsort für Menschen aus der Wüste und aus den afrikanischen Küstenwäldern der Subsahara. Wie Venedig war es von Kanälen durchkreuzt. Diese waren lange Finger des Flusses, auf denen Schiffe verkehrten, beladen mit Gold, Holz, Kolanüssen, Gewürzen, Sklaven aus den bewaldeten Gebieten des subsaharischen Afrika oder mit Salz und Textilien, die nach Süden verschifft wurden. Kamelkarawanen, mit Waren beladen, machten sich von Timbuktu aus auf nach Norden, die Saharawüste zu durchqueren mit Bestimmung Europa und Mittlerer Osten. Im frühen 16. Jahrhundert inspirierte die Stadt den spanischen Forscher Leo Africanus, das Bild eines Ortes der Kultur, der Bildung und des Friedens zu zeichnen, in dem Bücher den Hauptwirtschaftsfaktor darstellten, das "Gold" der Stadt.

Diese Metapher entging den europäischen Forschern. Für sie hatte Gold nur eine Bedeutung und die Vision eines riesenhaften metallenen Reichtums nahm ihre Vorstellungen gefangen. Jahrhundertlang versuchten sie vergebens, Timbuktu ausfindig zu machen und zu erreichen, viele fanden unterwegs den Tod. Als die ersten von ihnen um 1800 endlich ankamen, war die Stadt schon lange von marokkanischen Armeen und Söldnern erobert und durchlebte schwere Zeiten. Bei ihrer Rückkehr erfuhren die europäischen Forscher von ihren Finanziers Beschimpfungen oder sogar Misstrauen, als sie erzählten, dass sie einen desolaten Außenposten in der Wüste gefunden hätten – gar nicht so verschieden von der sandüberwehten Stadt von heute – ohne Anzeichen für all den fabulösen Reichtum und kostbares gelbes Metall. Daher rührt die lang anhaltende Neigung bei Westlern, Timbuktu als nicht ganz von dieser Welt anzusehen.

Es ist ein magischer und mystischer Ort, aber sehr von dieser Welt. Timbuktu hat nie aufgehört, mich zu bezaubern und zu erfreuen, mich mit Ehrfurcht zu erfüllen, wie es keine Kriegsszenen je tun werden. Heutzutage leidet die Stadt unter einem Überangebot von autodidaktischen und selbst ernannten Stadtführern, einem Beiprodukt des Tourismus in jeder verarmten Gegend der Welt. Die Führer treten oft an die Seite der Touristen und nehmen ihren Schritt auf beim Gang durch die engen sandigen Wege der sagenhaften Stadt. Ein Drittel so alt und halb so groß wie ich, konnten sie doch ziemlich unverschämt werden und sich nicht davon abhalten lassen, sich ihren Weg hinein in meine Brieftasche zu tricksen, zu schwänzeln und zu flirten unter Liebeserklärungen auf Teufel komm raus in einem Dutzend von Sprachen, die sie beherrschten. Ein charmanter junger Timbuktu-Führer, der sich George Washington Ali Baba nannte, be-

herrschte sogar den amerikanischen "Gangsta rap" und benutze ihn bei Touristen, die auf seine Grüße auf Französisch, Deutsch, Englisch, Italienisch, Japanisch, Arabisch oder Chinesisch nicht reagierten.

Normalerweise jagte ich sie weg und ging lieber mit örtlichen Journalisten oder Historikern durch die mystische Stadt. Im Laufe der Jahre verbrachte ich viele Tage damit, das Labyrinth von engen sandigen Wegen zu durchwandern mit seinen imposanten Stein- und Lehmziegelhäusern, manche von ihnen Jahrhunderte alt. Zum Amüsement der dort Wohnenden kniete ich oft nieder, füllte meine Hände mit dem feinen Sand der Straße und ließ ihn durch meine Finger gleiten wie flüssigen Satin.

Ich verlor mich in Meditationen über den unaufhaltsamen Lauf der Zeit, die Bewegung des Wüstensandes und die Bewegung des Schicksals der menschlichen Spezies.

Am Abend der amerikanisch geführten Invasion im Irak, im März 2003, saß ich bei Sonnen-Untergang mit dem bedeutenden malischen Historiker Salem Ould Elhaj auf dem Balkon des Hotels Bouctou und sah über ein Tal von Sand, wo früher Schiffe, beladen mit Reichtümern, vor Anker gegangen waren.

"Timbuktu ist in der ganzen Welt bekannt", sagte er, "weil es eine Stadt war, die große Kulturen kannte. Im 16. Jahrhundert wohnten hier mehr als 100.000 Menschen, 25.000 davon waren Studierende, und es gab viele große Gelehrte. Um nur einen zu nennen, lebte damals Ahmed Baba, ein Zeitgenosse Shakespeares". Er sah mich an und lächelte: "Ahmed Baba schrieb 50 Bücher; Shakespeare schrieb nur 40".

Heute, da er unter Dürre, Verschlickung und der Entwaldung seiner Wasserscheide und seiner Täler leidet, ist der Niger nur noch ein blasser Schatten seiner selbst. Das letzte schmale Rinnsal des Flusses, das Timbuktu erreichte, trocknete 1981 aus. Das war während der großen Dürre, die großes Leiden, Hunger und Tod brachte – vom Senegal im Westen bis nach Äthiopien im östlichen Afrika.

Eine Studie von Wissenschaftlern des "Massachusetts Institute of Technology" zeigt, dass länger anhaltende Dürre (verminderter Regenfall mit kürzeren Regenperioden) und Ausbreitung der Wüste in der Sahelzone dem Verlust an Regenwald im Süden entlang der westafrikanischen Küste zugeschrieben werden können. Dort wurden Wälder zur Holzgewinnung gefällt und für den gewerblichen Anbau großer Monokultur-Plantagen wie Kakao, Ananas und Palmöl. Andere Forschungen machen Umweltverschmutzung für solche verheerenden Dürren verantwortlich, besonders Schwefeldioxide aus Fabriken in Europa. Durch die kumulierten Angriffe von erneuertem Interesse an "Grüner Revolution" mit Investoren, die auf dem Kontinent absteigen, um enorme industrielle Plantagen aufzubauen einerseits und Klimawechsel durch Rußemissionen, die überwiegend von nicht afrikanischen Nationen kommen andererseits, sind die Gesundheit des Niger und von Millionen von Menschen in Westafrikas Sahelzone zunehmend bedroht. Der Fluss hat sich schon 14 km von Timbuktu zurückgezogen und sandige Täler zurückgelassen.

Von Ende der 1980er bis Ende der 1990er Jahre - fast 10 Jahre lang - war Timbuktu off-limits für Besucher, weil die Tuareg-Rebellion die nördlichen Wüstenbewohner gegen die Regierung in Bamako und gegen die Songhai-Bevölkerung im Norden von Mali ins Feld schickte. Ein Friedensvertrag, 1996 unterschrieben, setzte diesem Konflikt ein Ende - mit entscheidender Unterstützung durch die Vereinten Nationen.

Im Jahr 2002 enthüllte man ein spektakuläres (und teures) Monument auf einem sandigen Platz am Rande der Stadt, der sonst häufig von grunzenden und schnaubenden Kamelen besetzt ist. Das Monument war geschmückt mit den Resten eines großen Haufens von Waffen, die in einer Friedenszeremonie verbrannt waren. Mit der Rückkehr des Friedens wurde Timbuktu wieder ein beliebtes Ziel für Abenteuer-Reisende, die unbedingt einen Kamelritt machen oder eine gloriose Nacht in einem Tuareg-Zelt auf Sanddünen verbringen wollten oder die Historikern zuhören wollten, um die alte Stadt des Lernens zu erkunden. Einige frühere Rebellen haben ihre Energien und Talente der Musik und dem Tourismus zugewandt und jährliche Festivals in der Wüste zogen gewaltige Zahlen von Besuchern an – bis es in letzter Zeit in dieser Gegend Entführungen gab, bis zur Ankunft der Gruppe, die als "Al Qaeda im Islamischen Maghreb" bekannt ist (angeblich ein Produkt amerikanischer Anti-Terrorismus-Aktivitäten in dieser Gegend) und bis zu den Reisewarnungen für die Region, herausgegeben von den USA und Kanada.

Der Tuaregfürher und Reiseleiter Mohamed Ould Najim, besser bekannt einfach als Shindouk, und seine Frau Miranda Dodd aus Cape Breton in Nova Scotia haben aus ihrem Wohnhaus das "Sahara Passion Hotel" gemacht. Sie bieten Touristen einen fantastischen Ort im Außenbereich von Timbuktu an mit Blick auf Kamelkarawanen auf dem Weg zu den Salzminen im entfernten Norden

und mit der Möglichkeit, eine solche Karawane auf ihrer Reise zu begleiten. Als Miranda, zurück in Nord Amerika, zu ihren Freunden sagte, sie werde einen Tuareg heiraten, lachten einige und fragten, ob das nicht der Name eines Autos sei (der Name, den VW seinem Geländewagen gegeben hatte). "Wie kannst Du ein Auto heiraten?" Das verstärkte ihren Ehrgeiz, Menschen zu Hause zu helfen, damit die mehr über die Wüstenbewohner erfahren, mit denen sie zusammenlebt und mehr Besucher zu gewinnen für Timbuktu. Letzteres wird wohl nicht leicht sein bei dem Engagement der USA für ihren Anti-Terror-Krieg in der Region und den Reisewarnungen an ihre Bürger, das Gebiet zu meiden.

Trocken zurückgelassen vom Fluss, der es einst ernährt hat, früher einmal Zentrum eines schon lange zerfallenen Reichs, ist Timbuktu in schwere Zeiten eingetreten. Es gibt aber immer noch Zeichen der alten Größe, Erinnerungen an diese vergangene Ära, in der Timbuktu eine Weltstadt der Gelehrsamkeit, des Glaubens und des Reichtums war - vom 13. Jahrhundert bis zum 17., als Marokkaner eindringen und die Stadt von den Songhai und den Gelehrten übernehmen.

Es gibt zwei herrliche Moscheen; einmal die Djingereber (wörtlich "Große Moschee") von 1325, die im Auftrag des Herrschers Kanku Musa gebaut wurde, als er auf dem Heimweg von seiner Pilgerreise nach Mekka durch Timbuktu kam und dann die "Sankoré", zu der einst eine Universität gehörte mit Zehntausenden von Studierenden aus der ganzen Welt.

Aber das Bedeutendste von allem ist vielleicht das schriftliche Vermächtnis in Timbuktu, sind die handgeschriebenen Manuskripte, von denen einige bis ins zwölfte Jahrhundert datieren und die meisten aus dem 15. und 16. Jahrhundert sind, der Blütezeit des Songhai-Imperiums, als Schreiben und Lernen die am höchsten angesehenen Tätigkeiten in der Stadt waren. Der Mythos, Afrika hätte nur eine mündlich überlieferte Geschichte, wird damit zunichte gemacht.

Diese geschriebenen Schätze werden die "Timbuktu-Manuskripte" genannt, und es gibt Hundert-tausende von ihnen, versteckt in tiefen Brunnen oder in Aufbewahrungsräumen mit Lehmwänden im nördlichen Mali. Sie wurden über viele Generationen innerhalb von Familien weitergegeben und jahrhundertlang verborgen gehalten aus Angst, dass französische Kolonisten und europäische Forscher sich mit ihnen davonmachen könnten. Ihre "Entdeckung" durch amerikanische und europäische Gelehrte wird verkauft als eins der bedeutendsten historischen Ereignisse der letzten 50 Jahre.

"Vorher bewahrten wir all die Manuskripte zu Hause auf", erzählte mir Abdelkader Haidara auf dem Weg zu seiner privaten Bibliothek, der "Mamma Haidara", die sich versteckt an einer sandigen Straße in Timbuktu befand. Drinnen hatte er seine Familiensammlung von 9000 Manuskripten, die bis auf das 16. Jahrhundert zurückgingen. "1993 hatte ich dann die Idee, eine moderne, private Bibliothek zu eröffnen, die für jedermann offenstünde". Einer von denen, die vorbeikamen und seine Bibliothek besuchten, war Professor Henry Louis Gates jr., Leiter der Abteilung für afrikanische und afroamerikanische Studien an der Harvard Universität. Er reiste 1998 durch Mali für eine Fernsehserie über die Wunder der afrikanischen Welt.

"Als Professor Gates hierher kam und den Lagerraum voll mit Manuskripten sah, die afrikanische Gelehrte vor Jahrhunderten geschrieben hatten, fing er an zu weinen", sagte Haidara zu mir. "Er schluchzte wie ein Kind, und als ich ihn fragte, warum, antwortete er, dass man ihm in der Schule beigebracht habe, es gebe in Afrika nur mündliche Kultur, dass er dasselbe jahrelang in der Harvard Universität gelehrt habe, und dass er nun wisse, dass das alles falsch gewesen sei".

"Als ich jene Bücher in meinen Händen hielt, rollten mir Tränen über das Gesicht", erinnerte Henry Louis Gates sich 2005. "Tatsächlich war ich zu Tränen bewegt als ich diese Bücher, diese Geschichte in meinen Händen fühlte. Es war einer der größten Momente in meinem Leben".

Um einige von Afrikas großen Schätzen aufzubewahren und bekannt zu machen, wurde 1960 das Ahmed Baba Zentrum in Timbuktu eröffnet, das nach dem Gelehrten benannt wurde, der im 16. Jahrhundert so viele monumentale Werke geschrieben hatte. Jetzt beherbergt es 30 000 Manuskripte, alle in wunderschöner Schrift und manche mit Gold verziert. Sie handeln nicht nur von Islamischem Recht und Theologie, sondern auch von Astronomie, Mathematik, Geografie, Kräutermedizin, Konfliktprävention, Demokratie und Regierungskunst – alles vor Jahrhunderten geschrieben. Bücher, die bekannt sind als "Searchers' Cronicles", sind verständliche historische Berichte von west- und nordafrikanischen Reichen bis zum 16. Jahrhundert, geschrieben von afrikanischen Gelehrten in afrikanischen Sprachen – und in arabischer Schrift.

Einer der Autoren der "Searchers' Cronicles" war ein Gelehrter namens Mahmud Kati, dessen Vater im 15. Jahrhundert aus Spanien nach Timbuktu emigriert war, als die Muslime in der südlichen Provinz Andalusien gezwungen waren vor den christlichen Kreuzfahrern zu fliehen. Mahmud Katis Mutter gehörte zur Königsfamilie der Songhai und war eine Schwester von Askia Mohamed. Der herrschte über das blühende Songhai-Reich, das zu dieser Zeit auch Timbuktu kontrollierte. In den letzten Jahren hat Ismael Haidara, einer von Mahmud Katis direkten Nachkommen, Mittel aus Spanien bekommen, um den "Fondo Kati-Library" in Timbuktu zu entwickeln, in dem Tausende der unschätzbaren Manuskripte seiner Vorfäter aufbewahrt sind.

Aber es ist ein Kampf. Hawa Haidara, die die Bibliothek gemeinsam mit ihrem Mann managt, erklärte, wie schwierig das ist. "Das Problem ist, dass die Manuskripte erhalten werden müssen, und das ist sehr teuer. Man kann sie nicht anfassen, ohne dass Wörter buchstäblich aus den Seiten herausfallen, weil das Papier so alt und brüchig ist".

Die Manuskripte werden in offenen Regalen in einem dunklen Raum aufbewahrt, aber jedes Mal, wenn Hawa Haidara versuchte, den Staub zu entfernen, von dem es reichlich gibt in Timbuktu, brachen Stückchen von Papier ab. Um das zu verdeutlichen, führte sie mich in eine Ecke, wo Papierschnipsel aufgehäuft lagen wie Laub. "Das andere Problem ist, dass die Manuskripte in arabischer Schrift geschrieben sind", sagte sie. "Die Autoren haben manchmal in afrikanischen Sprachen geschrieben. Wenn wir Mittel bekommen um sie zu restaurieren, so müssen die Manuskripte dann außerdem noch digitalisiert, übersetzt und studiert werden, um zu sehen, was sie enthalten".

Der sanft sprechende Ismael sagte, dass große Symbolkraft in den Manuskriptensammlungen von Timbuktu und in der Bibliothek seiner Familie sei; zu seinen Vorfahren gehörten schwarze Moslems, weiße europäische Christen, die zum Islam konvertierten und auch schwarze jüdische Kaufleute, die sich vor Jahrhunderten in Timbuktu ansiedelten. "Timbuktu mag einer der ärmsten Plätze auf der Welt sein", sagte er, "aber man sollte nicht vergessen, dass jeder Bürger von Timbuktu in seinen Augen und in seinem Blut tausend Jahre Geschichte und tausend Jahre verschiedener Kulturen hat, und das ist unser Reichtum".

Eine andere Person, die mit mir sprach, war der gelehrte Imam der Djingereber-Moschee, Abdramane Ben Essayouti in Timbuktu. Er saß im zweiten Stock ei-

nes großen steinernen Gebäudes am Ende eines großen Raums auf einer langen gepolsterten Bank und sah in seinem blassblauen Boubou mit passendem Turban majestätisch, souverän und würdig aus. So hörte er sich meine Fragen an über Timbuktu, Islam und Ereignisse in der Welt und antwortete dann vorsichtig, seine Worte wägend. Timbuktu nehme einen sehr wichtigen Platz ein unter den islamischen Zentren der Welt, sagte er. "Nach Mekka, Medina und Al Aqsa in Jerusalem ist es Timbuktu, das als heiliger islamischer Ort genannt wird. Der Islam herrscht in ganz Timbuktu".

Aber tat er das wirklich?

In den letzten Jahren hatten sich die Missionare der Pfingstbewegung in Timbuktu eingerichtet, um zu retten, was sie als die verlorenen Seelen von Moslems in Westafrika ansehen. Baptisten hatten sich ebenfalls eingestellt. Amerikanische Militärs waren immer sichtbarer in der alten Stadt, flogen aus ihren europäischen Kommandostellen in Deutschland regelmäßig ein in Erwartung einer Entscheidung, wo ihr neues Kommando in Afrika sein sollte. Es ging um die "Pan-Sahel-Initiative", die später "Trans-Sahara Counter-Terrorism Initiative" genannt wurde und ihren Antiterror-Krieg über einen breiten Landstrich in Afrika, von Westen bis Osten führen sollte.

Ich hörte zahlreiche Berichte von Mitgliedern amerikanischer und deutscher Hilfsdienste in Timbuktu über häufige Besuche von amerikanischen 4-Sterne-Generälen in der Region, die sich Fahrzeuge von amerikanischen NGOs geben ließen und in die Wüste fuhren. Aus diplomatischen Quellen hatte ich erfahren, dass, als Liberia unter Charles Taylor zusammenbrach, die Vereinigten Staaten ihren wichtigsten westafrikanischen Horchposten nach Nordmali verlegten. UN-Beamte sagten, – im Flüsterton und verbunden mit Warnungen, das Gebiet zu meiden – dass die Amerikaner ihr Spionagezentrum in Tessalit, in Malis Sahara-Wüste, eingerichtet hätten, was ihnen eine Kamelperspektive eröffnet habe auf islamische Aktivitäten im benachbarten Algerien, Mauretanien, und sogar bis Libyen.

"Sie können dorthin gehen, aber Sie werden nicht zurückkommen. Die werden Banditen anheuern, Sie zu eliminieren", sagte ein UN-Diplomat in Bamako.

Als ich einen Beamten des Diplomatischen Diensts an der US-Botschaft in Bamako nach Tessalit fragte, spöttelte er zunächst. "Ach, unser UFO-Zentrum da oben? Ha,ha,ha." Ich nahm Notizblock und Stift heraus (das war alles, was ich in die Botschaft mitnehmen durfte) und fragte, ob er damit zitiert werden wolle. Er erklärte dann, dass alle amerikanischen Militäraktivitäten in Malis Norden in Zusammenhang mit der Pan-Sahel-Initiative stünden. Weder bestätigte er noch leugnete er, dass Tessalit ein größeres amerikanisches Späh-Zentrum sei.

Ich traf den Imam in Timbuktu genau einen Tag bevor die US-geleitete "Koalition der Willigen" im Jahr 2003 in den Irak einfiel. So nahm ich die Gelegenheit wahr, den Imam in Timbuktu zu fragen, ob er sich gestört fühle durch all die verdeckten militärischen Aktivitäten und ausländischen Einflüsse in Timbuktu. "Auf solche Dinge achte ich nicht", antwortete er. "Ich bin ein religiöser Führer; ich habe nichts zu tun mit Spionage".

Ob er wohl fürchte, dass sich religiöse Spannungen verstärken könnten durch die US-Interventionen mit ihrer militärischen Präsenz in Malis Norden wie auch überall in afrikanischen Ländern, wo sie ihre Antiterror-Aktivitäten betrieben? "Eine Stadt wie Timbuktu ist geboren mit dem Islam", antwortete er. "Zahllose Generationen sind dem islamischen Weg hier gefolgt. Wie kann uns jemand irreführen?"

Ich wollte wissen, was er über den amerikanisch geführten Antiterrorkrieg dachte und speziell über den bevorstehenden Angriff auf den Irak. "Wir in Timbuktu reagieren genauso auf diesen Krieg wie die ganze Welt; wir teilen die Ansichten unserer muslimischen Brüder. Die ganze Welt ist gegen diesen Krieg; überall demonstrieren die Menschen und sagen, dass dieser Krieg sich nicht lohnt. Wir betrachten ihn als eine Art Krieg gegen den Islam und das ist gefährlich. Eine kleine Sache kann sehr groß werden, kann ein Religionskrieg werden".

Er sagte, dass einer seiner eigenen Vorfahren, der islamische Gelehrte Mohamed El Iraqi, im 18. Jahrhundert vom Irak nach Timbuktu gekommen sei und fügte hinzu, "wir haben ein Sprichwort, das sagt, selbst wenn du die Macht hast etwas zu tun, so ist gerade dies der Moment, dich selbst zu stoppen; reagiere nie im Ärger, du wirst es sonst bereuen".

"Sie sagen, dass sie gegen den Terrorismus kämpfen", fuhr er fort, "aber was ist Terrorismus anderes als der Arm der Verzweiflung? Leute, die sich Bomben anschnallen, um sich selbst und andere zu töten – ich sage, es ist Verzweiflung, und das alles fängt an mit dem Problem von Palästina, das wir alle ignoriert haben. Wir haben die Vereinigten Staaten immer als das Modell für Demokratie betrachtet, aber bei diesem Krieg – wo sollten wir hier Demokratie erkennen?"

Später an diesem Tag, in der relativ kühlen und ehrwürdigen Stille der Archive im Ahmed Baba Zentrum in Timbuktu zeigte mir Chirfi Alpha Sane einige der fragilen Manuskripte, bei deren Erhaltung er mitgeholfen hatte. "In diesen Manuskripten ist alles enthalten", sagte er. "Islamisches Recht mit Lektionen für Frieden durch Dialog sowie Naturwissenschaft, Astronomie und Medizin.

In Timbuktu sagten diese Gelehrten, Gold komme aus dem Süden, Salz aus dem Norden und Geld aus den Ländern der weißen Männer. Aber sie waren der Überzeugung, dass Weisheit und das Wort Gottes nur in Timbuktu zu finden seien. Die Weisheit ist hier, in diesen Manuskripten. "Im Mittelalter war dies hier fast das Zentrum der Welt", sagte er. Dann eines Tages wendete Gott alles um und viele Leute fingen an, Timbuktu als das Ende der Welt anzusehen. Vielleicht dreht Gott dann alles noch einmal um und Timbuktu findet noch einmal seinen Platz, der ihm zusteht, und gewinnt seinen Ruhm zurück".

Jetzt aber bleibt Timbuktu, wie vieles von Afrika, außerhalb der ausgetretenen Pfade und überhaupt außerhalb der Landkarte für viele Menschen in der Welt.

Übrigens: Was meinen wir, wenn wir von ausgetretenen Pfaden sprechen? Es gibt viele reichlich ausgetretene Pfade in Afrika, die ich, als Westler, kaum als solche wahrgenommen habe, das habe ich in zweieinhalb Jahrzehnten auf dem Kontinent gelernt. "Ausgetretene Pfade" sind in Afrika selten gepflastert oder

mit Verkehrsschildern und Geschwindigkeitsbegrenzungen markiert. Das bedeutet aber nicht, dass sie nicht ausgetreten sind. Wer braucht schon Zeichen für Geschwindigkeitsbegrenzungen für Fußgänger, oft barfuss oder mit dünnen Plastik-Flip-Flops oder etwa für Esel und Kamele auf ihren sandigen oder matschigen Wegen?

Zu einer Flussreise auf der Suche nach dem BBC-Dorf in Ghana war ich vor vielen Jahren ausgestattet gekommen mit zwei Metallkoffern, gefüllt mit allem, was ich jemals hätte brauchen können für eine Übernachtung im Busch oder irgendeine andere Situation. Die Koffer enthielten einen tragbaren Wasserfilter für den Fall, dass mein Flaschenwasser auslaufen würde, dann Bücher, die Langeweile zu vertreiben, für den Fall, dass unser Motorboot zusammenbrechen würde, Sonnencreme, einen Sonnenhut, ein Kurzwellenradio mit Extra-Batterien, zwei Taschenlampen und meinen Erste-Hilfe-Kasten. Ich war ausgerüstet gekommen wie ein Boy Scout. Die neun Männer, die mit mir diese Flussreise machten, waren mit nichts gekommen außer den Hosen, die sie trugen, nicht einmal Hemden hatten sie angezogen. Sie betrachteten mich und machten eine Bestandsaufnahme meines kostbaren Hab und Guts, das mich gegen jede Eventualität schützen sollte. Sie fragten mich, wofür jedes Gerät sei und warum ich es mitgenommen hätte. Ich veranstaltete eine kleine Vorführung. Schließlich, als sie mit Lachen fertig waren, erklärte mir einer der Männer, was er so komisch gefunden habe. "Ihr Weißen", sagte er, "ihr denkt, dass ihr Gott Selbst austricksen könnt!"

In Afrika habe ich gelernt, dass das Leben nicht vorhersagbar ist und dass, wie gut man sich auch vorbereitet oder plant, sorgfältig ausgedachte Pläne selten sehr weit führen. Vieles, was wir auf dieser Erde unternehmen, ist nicht gerade vernunftgeleitet. Besonders wenn, wie in modernen Konsum-Gesellschaften der Fall, vieles, womit wir unsere Zeit verbringen, so entfernt ist von dem, was wir früher taten um zu überleben. Die meisten von uns bauen ihre eigene Nahrung nicht mehr an, bereiten sie nicht einmal zu, stellen ihre eigenen Textilien und Kleidung nicht mehr her, bauen ihre eigenen Häuser nicht mehr mit Werkzeugen, die sie selbst anfertigten, bewegen sich nicht mehr mit Windkraft fort oder mit Tieren, die sie selbst aufziehen oder einfach mit den zwei guten Füßen, die die Götter uns gaben. Und sogar in den reichen Ländern leidet eine wachsende Zahl von Menschen an Hunger und das, während Fettleibigkeit epidemische Ausmaße annimmt, zusammen mit Diabestes Typ 2 und anderen Plagen für Gesundheit und Wohlbefinden.

Raj Patel beschreibt die Manie, die unsere seltsame neue Welt antreibt, sehr treffend: "Das Problem ist, dass wir durch Shopping, durch Konsum und durch den Kult der Individualität vergessen, Bürger zu sein, mehr zu sein als gierige Individuen. Wenn es uns mehr darum geht, wie man glücklich sein kann, dann ist Großzügigkeit viel eher der Schlüssel zum Glück als Konsumgüter". Er legt dar, dass die versteckten Kosten von vielem, was wir konsumieren, sich bei den Menschen in Entwicklungsländern niederschlagen. Es ist genau das, was ich im Laufe der Jahre in Westafrikas Diamant- und Goldminen, auf Kakao-Plantagen und in Baumwoll-Feldern gelernt habe.

Je weiter weg die Hauptströmungen in unserer westlichen industriellen Welt und zunehmend auch in den boomenden asiatischen Ländern uns von unserer Lebensbasis tragen, von den Dingen, die wirklich mit Leben und Tod zu tun haben, desto mehr scheinen wir geneigt zu sein, die Menschen als rückständig anzusehen, die allein zurecht kommen, ohne die Segnungen der modernen Annehmlichkeiten. Jetzt, da meine eigene tief verwurzelte kulturelle Befangenheit ernsthaft herausgefordert und sogar umgestürzt wurde nach so vielen Jahren des Lebens, Arbeitens und Irrrens in Afrika, frage ich mich selbst oft, wie es möglich ist, dass wir im Westen so sicher sein können, dass unser Weg der richtige ist. Und das nicht nur für uns, sondern für jeden anderen auf diesem Planeten ebenso. Das sieht immer mehr wie engstirniger Unsinn aus.

Ich habe nie verstanden, dass ein Westler, der afrikanische Kleidung trägt, afrikanische Gewohnheiten oder Ansichten annimmt, riskiert von anderen Ausländern abschätzig als "eingebuscht" oder "auf eingeboren gemacht" bezeichnet wird, als sei es bestenfalls irgendwie inferior, schlechtestenfalls ein Zeichen von Verrücktheit, wenn man afrikanische Art zu denken und Dinge zu tun annimmt und akzeptiert. Ein Klischee, das ich oft von europäischen Experten und anderen, die wie sie in Afrika arbeiten, gehört habe, lautet so: "Wir sind hier, um sie auf unser Niveau anzuheben, nicht um unser Niveau auf ihres zu senken". Ein Afrikaner, der einen maßgeschneiderten Anzug und Krawatte, einen Pariser oder Londoner Akzent zelebriert, für ein monetaristisches Dogma eintritt und die Menschen in Afrika oder in einem bestimmten afrikanischen Land als "faul" kritisiert (ich kann nicht zählen, wie oft ich das gehört habe), kann von manchen Westlern und gleichgesinnten Afrikanern als "aufgeklärt" und "gebildet" bewundert und gelobt werden. Dagegen riskieren diejenigen, die an alter afrikanischer Art zu denken und zu leben festhalten, als primitiv, unzivilisiert und steinzeitlich bezeichnet zu werden. Der Kolumnist George Monbiot hat es treffend formuliert: "Steinzeitlich und primitiv nennt man Leute, wenn man ihr Land haben will".

Afrika hat mich gelehrt, absolute Wahrheiten über Fortschritt und Entwicklung in Frage zu stellen. "Fortschrittlich", "modern" und "technologisch überlegen" erscheinen mir nun immer mehr als Beschreibungen für eine Art des Lebens und Denkens, die für eine Minderheit auf unserem Planeten zutrifft. Eine Art zu leben und zu denken, die zur Auslöschung der ganzen menschlichen Spezies führen kann, ganz zu schweigen vom Reich der Pflanzen und Tiere, wie wir es kennen. Und das eher früher als später.

Bildung ist nicht notwendigerweise etwas, was man nur in offiziellen Schulen bekommen kann, wo Kinder in ordentlichen Reihen sitzen und dem Lehrer zusehen, wie er kleines Gekritzel an die Tafel malt, damit sie eines Tages eine "gute Arbeit" finden können. Und wen kümmert es, welche negativen Auswirkungen diese gute Arbeit eines Tages auf andere Menschen oder die Umwelt haben könnte? Afrikaner haben mich gelehrt, dass Bildung etwas viel Umfassenderes ist. Sie schließt soziale Verantwortung mit ein, Respekt vor Anderen und Älteren, Respekt vor Mutter Erde, Toleranz von Unterschieden, gute Manieren. All das kann zu Hause und durch die Gemeinschaft vermittelt werden.

Die Bezeichnung "ungebildet" passt für mich viel weniger für einen afrikanischen Bauern, der nie seinen Fuß in eine Schule gesetzt hat, der Besucher und neue Ideen mit Neugier und Offenheit begrüßt als beispielsweise für einen ich-bezogenen Teenager an einer privaten Schule mit schlechten Manieren und ohne Respekt vor denen, die nicht über entsprechende Gelder und Privilegien verfügen wie er.

Es ist nicht leicht, die westlichen Denkmuster abzuwerfen, weil sie so tief eingegraben sind und wir uns zu lange schon gegenseitig auf die Schulter geklopft und uns versichert haben, dass wir ja die Aufklärung hatten, und also wir es sind, die die Führung über den Rest der Welt übernehmen können. Es war zuerst diese westliche Anmaßung, die Europäer dazu brachte, den gesamten afrikanischen Kontinent (und große Teile anderer Kontinente) zu annektieren als ihre kolonialen Territorien. Diese Anmaßung ließ Missionare glauben, dass sie eine moralische Pflicht hätten, Afrika von seinen traditionellen Religionen zu befreien und die "Wahrheit" über ihre eigene Version von Gott zu vermitteln. In der wörtlichen Übersetzung einiger Sprachen in Sierra Leone ist Gott "Etwas-Was-Du-Triffst", hier auf der Erde, etwas, was lange vor dir da war und noch lange bleiben wird, wenn du schon nicht mehr hier bist. In anderen Worten, dein individuelles Leben ist denen verbunden, die vor dir gegangen sind und wird das Leben derer beeinflussen, die nach dir kommen werden. Diese Sichtweise, die jetzt im Verschwinden ist, führt zu Demut.

Das 20. Jahrhundert hat uns große Schrecken gebracht, Genozid in einem noch nie dagewesenen Ausmaß; aber es hat auch große Fortschritte gebracht beim Bemühen der Menschheit um Vernunft und Gerechtigkeit. Dazu gehören die "Allgemeine Erklärung der Menschenrechte", die "Genfer Konventionen" und die "UN-Konvention über Folter", die, angewandt von jedermann auf jedermann in unserer kleinen Welt, tatsächlich menschlichen Fortschritt darstellen könnten. Aber leider werden in diesem neuen Zeitalter und Millennium auch sie mit Füßen getreten von eben diesem Westen, der fortfährt, dem Rest der Welt von Demokratie und Menschenrechten zu predigen. Und das, während der eigene Desaster-Kapitalismus weiter auf diese beiden noblen Konzepte einschlägt.

Von Timbuktu aus gesehen, umgeben von prächtigen Sanddünen, die vom Wind geformt in der Sonne glitzern und von den Stimmen der Vernunft der heimischen Philosophen, die sich auf die alten Weisheiten der vielen gesammelten Manuskripte stützen, sieht die Welt völlig anders aus als etwa von der Parkebene einer Nordamerikanischen Shopping Mall aus oder herunter von einer glitzernden Vorstandsetage in einem Hochhaus. Es dämmert mir, vielleicht verspätet, dass kein Reichtum von ewiger Dauer ist. Kein Mensch, keine Kultur und keine Zivilisation sind unfehlbar. Wie sie gerne im Busch-Taxis von Nigeria nach Sierra Leone schreiben: Nichts ist von Dauer.

Zivilisationen mögen sich selbst als überlegen betrachten und glauben, nur ihr eigener Weg sei von Gott gesegnet, aber Zivilisationen kommen und gehen, entstehen und fallen und bilden große und machtvolle Zentren des Reichtums

und des Lernens. Überall haben Menschen viel von anderen zu lernen und anderen zu vermitteln.

Ich denke, das ist die Lektion von Timbuktu – und von Afrika.

April 2008, Freetown, Sierra Leone und März 2010, Nova Scotia

März 2014

© WLOE // Joan Baxter. Bei uns: <http://wloe.org/index.php?id=656>

Kommentare und Informationen: info@wloe.org